& Co.
Michaelstr. 56/58
Glasschleiferei
Gartenglas
Laufenster)
nglas sowie sämtliche
sten Preisen.

mpia"
ist lau-
fend lieferbar
ndliche Probefahrt
en, Neuss

Echt Eichen
afzimmer

Hindenburgwall

gwaden
ust, ab 5 Uhr
Eintritt
frei!

ut erh. Maschinen
r Schmiede und
chlosser, wie Dreh-
inke, Bohrma-
in., Schleifböcke,
ranswis., Motore
eibriemen u.s.w.
lig zu verkauf. bei
ax Lewin, D'dorf
berbillerAllee 167
Ruf 27188.

chön. Sofa
ises Metallbett
Auf., 2t. Kiel-
chrk., Lodenan-
, fast neu, zu verk.
Neuß,
kingstr. 19 part.

hrerscheintasche
Führerschein.
lese, am Don-
tag wahrscheinl.
der Fahrt von
n nach Rheydt
revenbroich ver-
n. Abzugeben
Belohnung b.
uptpolizeiamt
Int. Rosenkranz
Rheydt,
t-Wesselstr. 19.

erloren
dtoffer mit
mmophonplatt.
30. Juli stehen
sen. Wiederbr.
t Belohnung.
geben bei der
dition d. Ztg.

# N·G·3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 31 – Sonntag, 4. August 1935

## Du meine Gilbach

Ich grüße dich mit Herz und Hand,
Mein liebes, grünes Gilbachland,
Wo silberhell das Bächlein rollt
Durch Rübengrün und Weizengold.

Wo Rommerskirchens Glockenklang
Zum Angelus dem Schnitter sang,
Wo Gommershovens hohe Lind
Im Westen leise rauscht im Wind.

Burg Hülchrath aus dem Schilf sich reckt,
Knechtsteden sich im Wald versteckt,
Kölns Dom in blauer Ferne winkt
Und Feld und Flur die Sonne trinkt.

Wo Hahnenschrei den Tag ansagt,
Wo in der Nacht das Käuzchen klagt,
Wo morgens früh die Lerche singt,
Wo Krähenruf am Abend klingt.

Wo in der Weide hohlem Baum
Noch schlummert leis der Sage Traum,
Wo Römer gegen Franken stritt
Und mancher Christ die Marter litt.

Wo's Mädchen mit der Puppe spielt,
Der Knabe mit dem Bogen zielt,
Wo Efeu an die Wand sich schmiegt,
Da hat die Mutter mich gewiegt.

Wo ich getollt in wilder Lust
Und Lieder sang aus voller Brust,
Wo ich als blonder Bursch gefreit —
O herrlich schöne Jugendzeit!

Du gabst der Jugend Sonnenschein!
Stets denk ich in der Fremde dein!
Und sterb ich — treu ihr bis ins Grab —
Senkt mich in Gilbacherd hinab!

Dr. Heinrich Kemmerling (Köln-Ehrenfeld).



Das Antlitz der Heimat: Gilbachlandschaft

Foto: W. Pfeifer, Neuß

## Alte, schöne Gilbach

Unser Gesicht wird mit den Jahren runzelig, faltig, grau, kurz, weniger schön, als früher, wo die Jugend es noch mit ihrem rosigen Liebreiz schmückte. Das ist mit dem Bild der Heimat, die man 40 Jahre nicht mehr sah, anders. Sie kommt einem dann fast verjüngt vor. Ob dieser Feststellung ist man aber gar nicht so erfreut, sondern eher enttäuscht. Es dünkt einem fast unrecht, daß hier etwas anders ist als früher. In Erinnerung und Traum sah man doch immer noch alles so, wie damals, als man seine frohen und sorglosen Jugendjahre hier verbrachte. Unwillig möchte man aufbegehren, daß in dem Bild etwas gefälscht und geändert wird. Das tut einem im Herzen fast weh.

Die junge Generation findet freilich jetzt alles besser und schöner — ich nicht. Und wenn ich einem meiner Jugendfreunde — jetzt mit weißem Haar — begegne, dann bestätigt der mir ganz sicher, daß es früher doch schöner war. Das steht also fest! Komisch kommt einem die Frage eines Heutigen vor, wie es denn früher gewesen sei. Man kann sich dann nur verlegen hinterm Ohr kratzen und geistreich antworten: Ja, eben anders als heute.

Sitzen aber einmal zwei von uns Alten beisammen, dann geht das Erzählen bald los: Weißt du noch, damals . . . Und dann sieht einer dem andern ins Auge, aber weit, tief hinein, als wolle er in der Ferne, im Augenhintergrund das liebe alte Bild früherer Zeit entdecken. Und stolz fühlt sich dann der Alte, den Jungen weit überlegen. Für den Heutigen ist es dann eine Gunst, dabeisitzen und zuhören zu dürfen, wie schön es früher war.

Besinnt man sich selbst einmal, dann fällt einem ein, daß man selbst als Junger ja auch einmal früher da saß und horchte, wie der alte Hurtz erzählte, der vor meiner Jugend schon Schmied im Dorf gewesen war. Um 1890 habe ich ihn als 80-Jährigen gekannt. Ganz leise nur erinnere ich mich noch, daß an seinem Hause eine Schmiede war. Sein Sohn starb früh. Er wohnte bei dessen Witwe, die viele Kinder hatte. Die Schmiede war umgebaut, die Jungen hatten nur Landwirtschaft. Alle waren brave, rechtschaffene Leute. Ein Enkel war mein Paar und Anleiter als Messediener gewesen. Wenn ich ihn morgens vor 7 Uhr abholte zum Messedienen, dann saß der alte Hurtz im Sessel. Das Alter hatte ihm nur den Rücken etwas beugen können. Er war immer noch eine große, kraftvolle Gestalt und sein Geist und Gedächtnis waren bis ins hohe Alter frisch geblieben. In seinen jüngeren Jahren hatte dieser Hurtz, als es noch auf dem Lande die langen Winterabende gab, wo weniger zu tun war, eine Art Chronik von seinem Heimatort geschrieben. Was ihm sein Vater noch erzählt hatte und was er in der Jugend noch erlebt hatte, hatte er aufnotiert. Da berichtete er, daß um 1800 in Rommerskirchen fast das ganze Dorf und die Kirche durch Feuer zerstört worden waren. Meist hatten die Gebäude damals Strohdächer gehabt und das innere Dorf war eng zusammengebaut gewesen. Von der Kirche war nur der Turm bis zum Helm, weil er dicke Mauern hatte, stehen geblieben. Das Haus des alten Hurtz war auch verschont geblieben. Es lag vereinzelt, von anderen getrennt. Auch sonst waren nur einzelne Häuser und am Dorfrande nur einige Häuser gerettet worden. Alle betroffenen Familien waren monatelang in der Schule und bei Nachbarn untergebracht worden. Man hatte das Dorf nach neuem Muster und Plan wieder aufgebaut mit geraden, breiten Straßen, einem großen Marktplatz und Steinhäusern. Früher hatte man nur Fachwerkbauten und Strohdächer. Auch das Haus des alten Hurtz hatte noch Fachwerk. Das neue Rommerskirchen war seither schöner als die Dörfer in der ganzen Gegend. Auch die Kirche war sehr schön erneuert worden. Sie wurde stolz „Gilbacher Dom" genannt. Man kann noch am Mauerwerk den stehengebliebenen Teil des Turmes erkennen. In jedem Dorfe und bei jedem einzelnen Hofe gab es früher zum Schutz vor Feuer Brandweiher. Man mußte Wasser zum Löschen bereit haben. So gab es auch bei uns eine Reihe solcher Wassertümpel. Der große Marktplatz war früher ein solcher Teich gewesen. Auch am Dorfrand, z. B. am Wege nach Kreuzfelderhof waren solche Weiher. Man nannte sie Graate, Grät, ähnlich wie in Holland Grachte. Sie sind heute meist zugeschüttet, weil die Wasserleitungen sie überflüssig gemacht haben. Im Nachbarort Vanikum ist noch ein Weiher. Diese Tümpel mußten alle paar Jahre ausgeschlammt werden, damit das Schilf sie nicht überwucherte, das Wasser nicht faulte und Frösche und Mücken nicht überhand nahmen. Wer einmal jung war, weiß den Wert dieser Teiche für die spielende Jugend zu schätzen. War man einmal zu tief in den Schlamm oder das Wasser geraten, dann wurde wohl abends zu Hause der Hosenboden in erzieherische Bearbeitung genommen. Aber das hat keinem von uns geschadet. Bald spielte man doch wieder an der Graat. Ich bedauere die armen Kinder von heute, denen das Zeitalter der Wasserleitung einen so schönen Spielplatz nahm. Früher wars doch schöner!

Ein zweites für die ganze Gegend wichtiges Ereignis hatte viel verändert um 1840—50. Damals wurde die große Köln-Venloer Landstraße gebaut, die eine für Handel und Verkehr überaus wichtige Verbindung der ganzen Gegend mit der Welt darstellte. Rommerskirchen hat diese Straße eigentlich nur aus Zufall gegen die Berechnung bekommen. Von Stommeln aus macht sie einen Bogen, um nach hier zu gelangen und dann biegt sie wieder zurück nach Sinsteden. Geradeaus mußte sie so wie später die Eisenbahn zwischen Eckum und Butzheim verlaufen. Und so war sie ursprünglich auch geplant. Gegen den beabsichtigten Verlauf der Straße hatten sich aber die einflußreichen Großbauern der Gemeinde Butzheim-Nettesheim gewehrt. Sie fürchteten, daß mit der Straße wandernde Handwerksburschen und Vagabunden usw. in die Gegend kamen. Erfahrungsgemäß übernachteten diese in den Strohschobern und Scheunen der Bauern und die gingen dann oft in Feuer auf. Die Bauern machten dem Straßenbau also so große Schwierigkeiten, daß man die Richtung änderte und sie über Rommerskirchen im Bogen herumlegte. Hier hatten sich die Bauern zugänglicher gezeigt und das für die Straße nötige Land bereitwilliger und billiger zur Verfügung gestellt. Mit der Straße zog sich nun der Verkehr auch zum Dorf. In den Wirtschaften verzehrten die Reisenden ihren Imbiß. Bei Unwetter wurde auch übernachtet. Es kam immer Verdienst in den Ort. Bei dem Bau der Straße hatten die Bauern, die damals gerade unter schlechten Ernten jahren litten, auch im Herbst und Winter noch Arbeit gegen guten Barlohn und mit ihren Fuhren konnten sie manche Fahrt für den Straßenbau machen. Leider ist die Eisenbahn später nicht wie die Straße, sondern in der erstgeplanten Richtung gebaut worden. Die Bauern in der Gegend waren schlauer und weniger halsstarrig geworden.

Die Reichspost führte auf der neuen Straße bald eine Personenpost ein. Rommerskirchen hatte täglich vier Wagenverbindungen, zwei nach Köln und zwei nach Grevenbroich. Die Tage der Pferdepost waren romantisch schön. Der gelbe Postwagen nach Grevenbroich fuhr meist einspännig, der nach Köln aber zweispännig, an besonderen Festagen sogar vierspännig. Die Postillone trugen dunkelblaue Uniform und hatten an einer

seildicken schön geflochtenen Schnur mit zwei dicken bunten Quasten das Posthorn schräg über die Brust hängen. Auf dem Kopf saß der steife Lackhut. Beim Eintreffen am Marktplatz und vor der Abfahrt blies der Postillon sein Signal:

Ach, du mein lieber Gott
Jetzt muß ich wieder fort
Durch tiefen Schnee
Auf die Chaussee!"

Manche bliesen melodisch schön, andere weniger. Es gab auch musikalische Postillone, die auf dem Wege ein Lied bliesen. Dann freute sich das ganze Dorf. Es war auch dem Auge ein Genuß, wenn die munteren Pferde vor dem gelben Wagen durch die grüne Flur in der Sonne trabten. Die Bauern im Felde hatten keine Uhr in der Tasche nötig. Wenn die Post über die Chaussee trabte, machten sie Kaffeepause. Eine meiner schönsten, leider etwas mit Wehmut gemischte Erinnerung ist der Abschied der letzten Postkutsche, als die Bahn den Postdienst übernommen hatte. Der Vorsteher des Postamtes, der alte Hennen, fuhr mit dem letzten Wagen aus dem Dorfe und nahm mich Nachbarssjungen mit. Ich bin ihm heute noch dankbar dafür. Er sagte: „Ich bin schon alt, aber du kannst später noch mal erzählen, daß du mit unserer letzten Post gefahren bist." Vier Pferde vor dem Wagen, zwei Postillone, einer als Kutscher auf dem Bock und einer als Vorderreiter, so zogen wir auf die letzte Fahrt. Der Wagen, die Pferde und die Postillone waren mit Blumen geschmückt. Das Posthorn blies: Muß i denn, muß i denn, zum Städtele hinaus . . . Sehr viel schöne Romantik nahm der Wagen auf immer mit aus der Gegend fort. Als wir auf der Höhe vor dem Ort ausstiegen und still heimgingen, zeigte der alte Hennen auf die in Ferne rauchende Bahn und sagte: „Siehst du die Lokomotive, das ist die neue Zeit. Ob sie besser wird? Schöner wohl kaum."

Auch die Mühle im Felde hat durch Blitzschlag ihre Flügel längst verloren und ist als nicht mehr benutzt und überflüssig vor kurzem ganz abgebrochen worden. Schade, es war eine Zier der Gegend, wenn sie ihre Flügel, wie ein riesiger Schmetterling bewegte. Und die Mühlenkarre, deren Pferd zwei Bellen am Hamen trug und melodisch den Bauern ihr Kommen anzeigte, damit sie Getreide zum Mahlen mitgeben konnten, all das Schöne vermißt man heute oder die Jungen vermissen es auch nicht, weil sie es gar nicht mehr gekannt haben.

Das besuchteste Wirtshaus des Dorfes war zu meiner Zeit auf dem Marktplatz. Es gehörte der Witwe Kaul, bei uns nur unter dem Namen „Majenn" (= Marianne) bekannt. Sie hielt ihr Haus innerlich und äußerlich sauber. Lustig durften wir Burschen sein, aber wüste Ausgelassenheit kam nicht auf. Das stoppte sie mit strengem Blick sofort ab. Wenn Majenn den Eindruck hatte, daß ein Gast genug getrunken hatte, dann bekam er keinen Tropfen mehr. Dann erklärte sie kurz: Morgen, heut nicht mehr! Auch auf Anstand hielt sie streng. Eine nicht saubere Aeußerung durfte nicht fallen. Dann hieß es: Du — jeder junge Bursch hieß bei ihr du — kannst anderswo dein Bier trinken gehn. — Dann dauerte es lange, bis der Uebeltäter sich durch guten Benimm ihre Gunst wieder errungen hatte. Ihr Herrenstübchen bevölkerte sich Sonntags nach dem Hochamt mit den Vornehmen der Gemeinde. Bevor die Messe aus war, schenkte sie aber nicht aus. Kam man früher, dann frug sie, ob man schon in der Frühmesse gewesen war. Sonst mußte man warten, bis die Leute aus dem Hochamte kamen, dann erst schenkte sie aus. In früheren Jahren war das Gasthaus Huppertz an der Landstraße (heute Privathaus) von den großen Bauern am meisten besucht. In meiner Jugend war seine Glanzzeit längst vorüber. Das kinderlose Ehepaar Huppertz war so alt, daß sie bald ihre Wirtschaft aufgaben. Früher aber sollen da die dicken Bauern mit Silberknöpfen an einem Extratisch gesessen haben. Kirmes trank man nur Rotwein und den mußte man an diesem Extratisch mit einem harten Taler bezahlen können, sonst gehörte man an einen andern Tisch. Wagte es ein Knecht oder kleiner Bürger, sich an diesen Tisch zu setzen, dann setzte ihm der Wirt sein Bier auf einen anderen Tisch zum Zeichen, daß er da Platz zu nehmen habe. Man muß aber doch nicht etwa glauben, daß dem Niedrigeren der Standesunterschied mit bitterer Schärfe fühlbar gemacht worden wäre. Jeder achtete des anderen Stand. Sitte und Brauch bedingten seit altersher den Abstand der Einzelnen und keiner empfand das als Zurücksetzung, sondern als die natürliche Ordnung, die vom Herrgott so eingerichtet war. Der Knecht hätte sich unter den Großbauern nicht wohl gefühlt und umgekehrt. Klassenhaß gab es damals nicht. Die Erziehung brachte jedem bei, daß man im Leben zufrieden sein müsse, um glücklich zu sein. Und Not litt niemand. Wozu sollte man dem anderen böse sein, wenn es dem etwas besser ging? Es hungerte niemand. Dafür sorgte die fromme Bauernfrau. — Als ich einmal zufällig gesehen hatte, wie meine Großmutter einer armen Nachbarin ein Säckchen Mehl zusteckte, nahm sie mich beiseite und band mir Stillschweigen aufs Herz: Was man zum Fenster hinausgibt an die Armen, das schickt der Herrgott hundertfach bei der Ernte zum Tor wieder herein! Und später sagte sie mir beim Abschied in die Welt: Wenn es dir gut geht, dann sieh mal nach unten, da sind viele, denen es schlechter geht. Hilf denen! Und wenn es dir schlecht geht, dann sieh auch wieder nach unten, da sind viele, denen es noch schlechter geht. Und wenn du das siehst, bist du leichter zufrieden. — Unter Leuten mit solcher Gesinnung gab es keine soziale Frage. Die hatten diese schon gelöst.

Das Bier in den Kneipen war an Wochentagen nicht frisch. Oft mußte man schon den guten Magen eines Eingeborenen haben, um es ohne Katastrophe verarbeiten zu können. Druckleitungen mit Kohlensäure gab es damals noch nicht, die brachte die Bahn später mit. Abends schätzte der Wirt den Durst der Gäste ab oder stellte durch Rundfrage fest, ob er noch ein „Pittermännchen" (das waren die kleinsten Fäßchen) anzapfen solle. Sonst hatte er den Schaden, wenn anderntags das übrige Bier schal geworden war. Früher bezog man das Bier nicht von außerhalb. Man braute fast in jedem Dorf, oft in mehreren Häusern. In meiner Jugend gab es noch z. B. in Rommerskirchen die Brauerei Hilgers, Winz. Kaul. Delhoven war berühmt wegen seines „Ginsterbieres" im Wirtshaus Birkenfurth. Weshalb das Bier so hieß, ob man statt Hopfen wirklich Ginster dazu nahm, weiß ich nicht.

In den Wirtschaften ging es meist gemütlich ohne Skandal zu. Der ruhige Niederrheiner ist zu Zank und Streit nicht veranlagt. Er hat viel vom Phlegma des Holländers an sich. Zu Ulk und gutmütigem Spott war man immer aufgelegt. Keiner tat aber dem andern böswillig weh. Wir Jungen hörten gern zu, wenn die alten Veteranen von 1864-66 und 70 beisammen saßen. Sie prahlten nicht, waren sich aber bewußt, dem Vaterland ihre Pflicht getan zu haben. Nur der alte Sch., der 1870 als Lazarettgehilfe (Sanitätssoldat) mitgemacht hatte, mußte sich schon mal verulken lassen. Dann ging es zuerst mit der Frage los: Wo warst Du noch dabei, Sch.? Ah, richtig, bei Gravelotte. Und dann ließen sie ihn zuerst erzählen und hörten schmunzelnd zu. Dann zuletzt hängten sie ihm folgende Geschichte an: Morgens beim Antreten ritt der Oberst aufgeregt vor die Front des Regimentes und rief: Ist der Lazarettgehilfe Sch. da? — Hier Herr Oberst! — Da beruhigte er sich, atmete tief auf und sagte: Na, dann kann die Schlacht bei Gravelotte beginnen! — Mit Respekt sahen wir Jungen uns den Wirt Peter Doll aus Rheidt bei Bergheim an. Der war 1870 als Garde-Ulan mitgewesen und hatte für einen Patrouillenritt das Eiserne Kreuz bekommen. — Nur das Bier in seiner Wirtschaft konnte man nicht immer gefahrlos trinken. Den ganzen Tag über bis zum Abend kam kein Gast und da war sein Bier schal. Man erzählte sich folgende Geschichte davon, deren historische Wahrheit ich aber nicht verbürgen kann. Ein Reisender hatte eines Tages sich in die Wirtschaft verlaufen und ahnungslos ein Glas Bier bestellt. In Abwesenheit vom Wirt bediente ihn „Bell" (Sibilla), die schwachsinnige Schwester vom Ulan Doll. Als nun der Gast das Glas mit trübem Inhalt besah und eine Bemerkung darüber machte, sagte Bell: Jo, leeve Här, sonst bloße mer dä Schuum als met ener Spritz in et Glas. Aevver jetz es en der Nachbarschaft en Sau krank und do han die de Spritz geliehnt. — —

Die ersten Fahrräder, die auftauchten, waren recht schwere Maschinen mit Vollgummireifen, sogenannten „Sandschneidern". Man konnte sich nur im Schweiße seines Angesichtes damit fortbewegen und frug sich zum Schluß, ob man nicht viel bequemer zu Fuß gegangen wäre. Die Hochräder, auf deren hohen Sitz man sich laufend hinaufturnen mußte, hielten sich nicht lange. Die niedrigeren Zweiräder mit etwa gleich großen Rädern setzten sich durch. Es wurde aber im Anfang auf beiden Arten von Rädern gestrampelt. Mein Vater hat noch lange Vollreifenrad gefahren. An der Lenkstange hatte jedes Rad eine Reitpeitsche, um die vielen Hunde abzuwehren, denen das neue Fortbewegungsmittel damals noch weniger wie heute gefiel und die es immer auf die Waden der Strampler abgesehen hatten. Ueber den Wert oder Unwert des Radfahrens wurde in den Kneipen damals viel gestritten. Die praktischen Bauern glaubten nur das, was sie selbst sahen. So wurde eines Tages eine Wette abgeschlossen zwischen einem Reiter und einem Radfahrer. Rennstrecke war die Landstraße von Rommerskirchen nach Stommeln und zurück. Ich glaube, daß der Reiter gewonnen hatte.

So gingen Jahrzehnte über die Gillbach hinweg. Wo früher Pferdewiehern und Posthorn erklangen, faucht nun die Lokomotive und statt Reitern und Radfahrern sausen nun stinkende Autos über die Straße. Das Herz eines Alten findet sich schwer in die veränderten Verhältnisse. Vielleicht ist das eine unbewußte Abneigung der Seele gegen die neue Zeit, weil sie ahnt, daß diese sie eines Tages von der Heimat ganz wegnehmen wird, wie die alte Zeit ihr einst das Leben in der schönen Heimat gab. Ich muß mich da immer wieder an den alten Gutsbesitzer C. erinnern, mit dem ich eines Sonntags über die Straße ging, als plötzlich ein Auto heranschnob. Ich ging an den Straßenrand, aber Herr C. sprang aufgeregt noch über den Graben weg ins Feld trotz seiner alten Beine. Hier stand er nun, hob den Stock und schimpfte: Diese verfluchten Karren! Die hat der Teufel erfunden. Mich brächten keine zehn Pferde in so ein Ding hinein. Ich mußte lachen und versuchte ihn zu beruhigen. Es nutzte aber nichts, er hatte sein ablehnendes Urteil fertig und fest. Jahre später im Kriege erhielt ich ins Feld einen Brief meines Vaters, daß der alte C. von seinem Neffen im Auto zu einer Spazierfahrt abgeholt worden sei, der ersten Autofahrt in seinem Leben. Dabei sei der Wagen verunglückt, aber nicht stark beschädigt worden. Nur der Herr C. war verletzt und starb im Krankenhaus. Sollte da nicht früher die Seele des alten Herrn hellseherische Ahnungen gehabt haben? Wir kennen die Kräfte unserer Seele doch nur sehr wenig.

Ueber die Frage, ob nun die alte oder die neue Zeit schöner ist, sich herumzustreiten, hat keinen Zweck. Die Antwort wird immer vom Jahrgang des Gefragten abhängen. In einem aber sind wir uns gewiß einig: In der Liebe zu unserer schönen grünen Gillbach!

Dr. K.

## *Kleine Abendmusik*

Leise rauscht das Lied der Geigen
Durch das abendliche Land,
Und wir ruhen Hand in Hand,
Halten uns in Glück und Schweigen,

Nur die beiden Geigen tönen
In der e i n e n Melodie.
Doch wir beide ahnen wie
Gott und Erde sich versöhnen . . ,

RICHARD E. TRISTRAM

# Drei Jungen mit drei Dudelröhren

Ein Ferienbericht von Hans Aschenbrenner

Es beginnt mit einer kleinen, in schwarzes Wachstuch gehefteten Kladde . . .

Sie lag auf der Sitzbank der Straßenbahn, und es war offensichtlich, daß der Junge, der mit seinem Tornister an der letzten Haltestelle ausgestiegen war, sie liegen gelassen hatte. Der Schaffner beugte sich aus dem Wagen und sah zurück, winkte mit der Kladde, der Junge begriff sofort und begann zu laufen. Dabei zeigte er mit der Hand auf den Fahrdamm . . . er war der Meinung, der Schaffner solle das Ding auf die Straße werfen.

Ich sprach den Schaffner an, nahm die Kladde und stieg an der nächsten Haltestelle aus. Es ist wahr, daß ich um diese Zeit schon in die Kladde hineingesehen hatte. Ich erwischte vorne einen Namen, Herbert E m s c h e r, Wiesbaden . . . und auf den Seiten des Heftes wimmelte es von Städtenamen, Mannheim, Köln, Braunschweig, Berlin, Travemünde, Lübeck, Hamburg, Bremen . . .

Der Junge kommt atemlos an, er ist sechzehn Jahre alt oder siebzehn, trägt ein buntes, wollenes Blusenhemd, leinene Hosen und derbes Schuhwerk. Er lächelt, dankt und greift nach seiner Kladde. „Das wäre eine schöne Schweinerei gewesen, heimzukommen ohne das Heft, nicht auszudenken . . ."

„Ich habe übrigens ein bißchen hineingesehen, scheint ein Fahrtenbuch zu sein", meine ich.

Natürlich ist es ein Fahrtenbuch, und ob ich wüßte, wieviel Eintritt es im Zoo kostet und wieviel mit der Straßenbahn nach Fischerhof. Zwanzig Pfennig im Zoo und fünfundzwanzig nach Fischerhof. Der Junge strahlt. Er wolle also jetzt in den Zoo, wenn das so billig ist, kann man sich den Seeelefanten doch ansehen.

Wir gehen die Straße hinunter, der Junge erspäht ein Automobil, einen Kesselwagen, der an den Kanalschächten am Gehsteigrand vorfährt und sie mit Saugrohren entschlammt. Wir bleiben stehen, und der Junge fragt die Mannschaft des Wagens nach dem genauen Hergang dieser Sache. „Ach eigentlich ist das noch garnichts, im Stettiner Hafen gibt es einen Getreideheber, der saugt in einem halben Tag ein ganzes Getreideschiff leer, mit einem dreihundertpferdigen Turbomotor . . ." Er schlägt seine Kladde auf, blättert und zeigt mir eine Bleistiftskizze, aus der hervorgeht: der Stettiner Getreideelevator sei so eingerichtet, daß die Körner nicht in Berührung mit dem Motor kommen können. „Das ist wichtig, weil das Getreide sonst zerschlagen und ölig würde . . ."

Also das ist in Stettin. Der Junge ist vor acht Tagen dort gewesen, der Feldmarschall von Mackensen hat in der Nähe von Stettin ein Gut. Der Junge war dort, aber er hat den alten Feldherrn nicht gesehen, leider . . .

Er blättert in dem Heft . . . eine neue Skizze. Ein Stück Gehsteig . . . „Ja, das ist die Stelle, an der Schill in Stralsund gefallen ist, mitten in der Stadt. Im Gehsteig ist eine Platte eingelassen, die Leute laufen dicht daran vorbei, manche auch darüberweg, aber die meisten kennen die Stelle und treten nicht drauf" . . .

Rückblick zu den Leuten an dem Kesselwagen. „In Hamburg ist der Hafen natürlich viel größer. Es wurde gerade ein Schiff versteigert, was sagen Sie dazu! Es hieß „Cap Polonio", man konnte die Kücheneinrichtungen, die Betten und Waschtische, seidene Tapeten und Rettungsboote kaufen. Ich habe Glück gehabt, ich bin drauf gewesen, ein Herr, der eingeladen war, hat mich mitgenommen . . ."

Der Junge hat einen Zeitungsausschnitt in der Tasche. „Sehen Sie, in Travemünde habe ich von der Versteigerung gelesen, ich hole mir immer eine alte Zeitung, meistens von einer Bank im Park aus dem Wartesal . . . das heißt, oft liegen die Wartesäle ja hinter der Sperre, komisch, wie verschieden das ist. Glauben Sie übrigens, daß man für einen Wartesaal als Wirt mehr Pacht bezahlen muß, wenn er vor der Sperre liegt? . . ."

Quietschende Autobremsen hinter uns, kleiner Schreck . . . eine junge Dame hat vor der Villa, an der wir gerade vorübergingen, ihren Wagen etwas unsanft zum Stehen gebracht . . .

„Also das kann ich Ihnen verraten, mit Frauen bin ich einmal gefahren, von Kassel nach Berlin, und nie wieder . . ."

Wieso, mit Frauen? Der Junge lächelt. Natürlich, er fahre doch immer so, schon drei Wochen, und vierzehn Tage geht es noch weiter so. Man geht auf die Landstraße und winkt. Man weiß zuletzt schon aus fünfzig Meter Entfernung, daß die Fahrer freundlich sind oder nicht. „Am meisten halten ältere Herren an, aber junge Herren, neben denen eine junge Dame sitzt, halten nie an, nie!"

„Nun sag' mal, Du fährst schon drei Wochen so durch das Land, nach Kassel, nach Stettin, nach Stralsund, nach Travemünde, nach Hamburg, Bremen, Hannover . . . wo schläfst Du denn aber?"

Ja, das sei ganz verschieden, letzte Nacht im Arbeitsdienstlager in Herrenhausen, davor in der Jugendherberge in Bremen, davor in einem Schülerferienlager in Dangast. „Ja, das war ulkig, ich dachte schon, es bleibt nur ein Busch zum Schlafen und dudelte ein bißchen, da kamen drei Jungen von diesem Ferienlager und nahmen mich mit, weil sie Heimweh hatten von der Dudelmusik . . ." Dudelmusik?

Ja, hier! Der Junge zieht ein kleines Futteral aus der Tasche u. zieht vorsichtig eine Okarina heraus, bläst die Sägespäne beiseite, die er in dem Futteral hat, damit das irdene Ding nicht bei jedem Puff entzwei gehen soll und hält sie mir lächelnd hin. „Das ist sie, meine D u d e l r ö h r e!"

Der Plan mit dem Seeelefanten ist längst umgestoßen. Meine Frau wartet im Gartenkaffee, der Junge muß mitgehen. Ich bin nie so gestrolcht, ich kenne den Stettiner Hafen nicht, ich kenne Dangast nicht, ich habe weder den „Fliegenden Kölner" in der Heide gesehen noch den Kohlenkran mit Niedertragevorrichtung in Hamburg, ich kann nur gewinnen, wenn ich diesen Jungen mitnehme und mir mehr von ihm erzählen lasse . . .

Er ißt lieber Schnitten als Kuchen . . . er kaut und erzählt . . . er hat bei einem Heidebauern geschlafen und ist am Nachmittag an die Eisenbahnstrecke gegangen . . . die Gleise rauschten von weither, die Luft rauschte, sein Blut rauschte, er lag am Eisenbahndamm, hielt seine Dudelröhre fest in der Hand und starrte dem fliegenden Ungeheuer entgegen, erhaschte Gesichter am Fenster, sprang auf und sah hinterher . . .

„Ich habe alles aufgeschrieben, jeden Tag schreibe ich alles auf . . . ich habe im ganzen fünf Wochen Zeit, und ich habe für jeden Tag eine Mark . . . Anfangs hatte ich oft Schulden bei mir selbst, wissen Sie . . . jetzt bin ich schon fast zwei Mark im Plus . . .

Er ist der dritte Sohn eines Beamten . . . seine Mutter bekommt jeden zweiten Tag eine Postkarte von ihm, Sonntags einen Brief . . . seine Schwestern sind alle größer und stärker als er, aber sie parieren ihm, weil er mehr Mut hat . . . Meine Frau hat durchgesetzt, daß ich ihm den Reisezuschuß heimlich in das Futteral der Dudelröhre stecke . . . sie sagt, weil dieser Junge so viel frische Luft um sich strahlt, daß man tolle Kopfschmerzen davon vergißt . . .

Während ich von ihm schreibe, mag er irgendwo in einem Auto [illegible] und einen freundlichen Fahrer mit seinen Erlebnissen unterhalten, oder er liegt irgendwo im Grase und bläst auf seiner Okarina eine selbsterfundene Melodie, dieser Glückspilz.

### Da möcht' ich Schuldner sein . . .

Allen Schuldnern, die von ihrem Gläubiger bedrängt werden, sei geraten, nach J a p a n auszuwandern. Es mag sich unter Umständen lohnen. Denn wo gibt es wohl solch milde Richter? Da war im Okayama-Bezirk kürzlich ein Mann, der 2500 Yen schuldete. Als der Gläubiger auf Zahlung drängte, wandte sich der Schuldner an den Gerichtshof des Sawayama-Distrikts, und diese Richter fällten nach sorgfältiger Prüfung der Sachlage das Urteil, daß der Schuldner nicht in der Lage sei, mehr als einen h a l b e n Yen monatlich zurückzuzahlen. Und dabei möge es denn auch sein Bewenden haben. Der also Beschirmte hat demnach eine Stundung von 5000 Monaten zugebilligt erhalten. Das sind 416 Jahre und acht Monate. Ist dieser Schuldner nicht zu beneiden?

# Wir unsere Heimat neuen

## Streiffahrten durch Vergangenheit und Gegenwart




### II. Das alte Rheinbett von Hackenbroich bis Grimlinghausen

Wir fahren mit unserem NGZ-Auto durch heimatliches Land. Ueberall ist man dabei, die Frucht einzuholen, die in warmer Sonne in sommerlicher Reife meist schon gemäht auf den Stoppelfeldern dasteht, in Garben gerade ausgerichtet wie in Paradestellung vor dem Schöpfer. Menschenfleiß von Jahrhunderten hat dieses Land fruchtbar gemacht. Wir haben uns bei unserer ersten Fahrt vor 14 Tagen erzählen lassen, wie diese Landschaft im Laufe von vielen Jahrtausenden geworden ist, wie links von der auf unserer Kartenstizze ersichtlichen Straße mit den Orten Gohr und Hoisten sich das fruchtbare Gilbachland bildete mit dem schweren Lößboden und rechts, also östlich davon durch eine Bruchkante begrenzt das sandige Niederterrassengebiet, in seiner Gestaltung und Wesensart teilweise bedingt durch den Fluß des Rheines, der einmal in vielen Verzweigungen seine Fluten durch dieses Gebiet ergoß.

*

Die meisten dieser alten Rheinarme hat die Natur im Laufe der Zeiten mit ihrer Umgebung gleichgemacht, aber deutlich erkennen wir noch einen Rheinarm, mit seiner Bodenvertiefung und mit all den Eigentümlichkeiten der Landschaft, wie sie sich an den Ufern der Flüssedarstellt. Bei Worringen nimmt dieser alte Flußlauf seinen Anfang und tritt dann in Hackhausen in das Gebiet unseres Landkreises ein. In den für alle Flußläufe typischen S-Kurven windet er sich weiter und endet im Erfttal etwas abwärts von Bergshäuschen.

Dieser Rheinarm liegt abseits von der Provinzialstraße, aber mit einigem guten Willen ist es doch leicht möglich, seinem Lauf zum großen Teil mit dem Auto nachzufahren. Natürlich ist es noch schöner, und für viele jetzt in den Ferien auch leicht möglich, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Man wird überrascht sein über die vielen landschaftlich schönen Punkte, an denen sich so herrlich wandern und rasten läßt.

Wir können es uns sparen, hier den Verlauf des Rheinarmes nochmals zu beschreiben, da er auf der obigen Karte deutlich zu erkennen ist.

*

Wie lange ist es nun eigentlich her, daß in diesem Rheinbett noch Wasser war? — Niemand wird die Zeit angeben können, denn die Wissenschaft rechnet mit Zeiträumen von zehntausend Jahren. Sagen wir also, zu Olims Zeiten. Damals hatte der Mensch kaum Verbindung mit diesem Moor- und Waldgebiet, denn es war undurchdringlich und wenig einladend für eine Ansiedlung. Vielleicht hat sich einmal ein Jäger der Steinzeit hierher verirrt und hier eine Steinwerkzeuge und Waffen verloren, wie sie heute ab und zu gefunden wurden. Auf unserer Fahrt wurde uns übrigens von einem solchen Fund noch Mitteilung gemacht.



Mitten im alten Rheinbett liegt Burg Hackenbroich

Bis dann die Natur selbst mit einem großen Umgestaltungswerk begann. Der Zufluß dieses Rheinarms (wie auch der andern) versandete an der Abzweigung vom Hauptbett, und so entstand ein stehendes Gewässer. Nun begann die „Verlandungsflora" ihren Kampf mit dem Wasser. Solange dieses noch floß, konnte sich kein Pflanzenwuchs bilden, aber jetzt konnte die Flora ihre Spitzenkampftruppen, ihre „Avant-Garde" aussenden. Auf dem Grunde begannen Wasserpflanzen zu wachsen, z. B. Laichkräuter, die den Untergrund bildeten für eine größere und stärkere Truppe, für die Rohrpflanzen, wie Ried, Rohrkolben und Wasserfüßgras. Nun stießen als ein Hauptkampftrupp in das sich so gebildete Moorgebiet die Uferpflanzen vor, Schwertlilie und Gräser und damit hatte sich der Wasserlauf vollends in ein Flachmoor umgewandelt und die Bedingungen waren da für Sträucher und Bäume. Und da finden wir auf unserer Fahrt noch an manchen Stellen eine der ersten Pflanzen, die zu dieser Verlandungsflora gehört, die „Ohrenweide", so genannt wegen ihren ohrenförmigen Blattbildungen. Auch die Erle gehört zu diesen ältesten Vorkämpfern für das trockene Land.

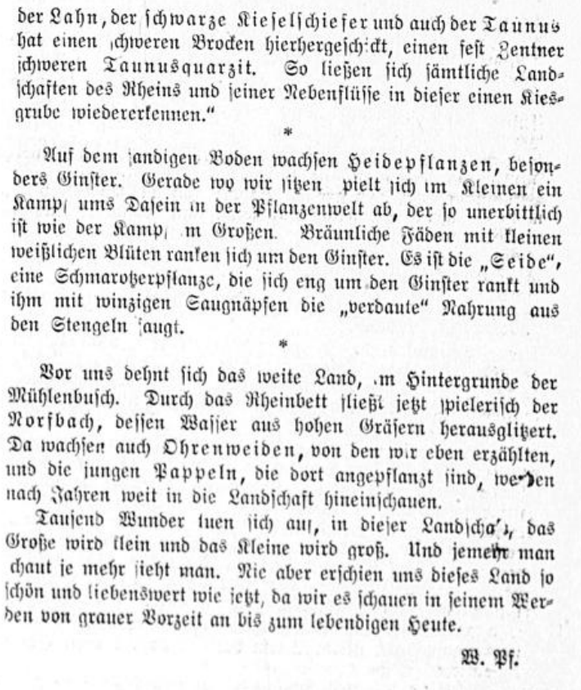
*

Wie zuerst die Menschen hierher kamen, davon ist uns nichts bekannt, bis dann um die Jahrtausendwende die ersten Burgen entstanden. Mitten in das alte Rheinbett hinein oder wenigstens dicht am Ufer hatten die Grundherren ihre Burgen gebaut, um die Wassergräben zur Verteidigung zur Verfügung zu haben, wie Burg Arff bei Hackhausen, Burg Hackenbroich, bei der Müggenburg und dem Vellbrüggerhof bei Norf. Auch einen Hof finden wir mitten in diesem Rheinbett, und zwar den Wertherhof zwischen Hackenbroich und Delhoven, der auf einer kleinen Erhöhung mitten im Strombett erbaut wurde. „Werth" bedeutet soviel wie Insel, wie z. B. Nonnenwerth, der Rheininsel bei Rolandseck.

Dann kamen die Dorfsiedlungen. Auch sie richteten sich nach dem alten Rheinarm und wurden durch ihn in ihrer Form bestimmt. Wir sehen einmal langgestreckte Straßendörfer, die sich an einer Seite halten: Hackhausen, Delhoven, Gier, andere, die in ihrer Form vom Flußbett wegziehen wie Nievenheim, Neuenbaum und Rosellen. Eine ganz besondere Art zeigen Hackenbroich und Norf. Diese beiden Orte überschneiden den Lauf, offenbar an einem alten Uebergang, einer „Furt" und haben sich dann in zwei von einander abgetrennter Teilen entwickelt.

*

Wir lagern uns am „linken Rheinufer" zwischen „Pannchopp" und Neuenbaum. Der schmale Feldweg, der hier vor der Bruchkante her vorbeiführte, ist vor einiger Zeit vom Freiwilligen Arbeitsdienst erbreitert worden. Nach Westen hin steigt das Land an und in die Erhebung hinein ist eine Kiesgrube als tiefer Einschnitt entstanden. Hier ist deutlich das Profil der Landbildung zu erkennen, und wir erkennen auch, daß sogar diese Höhe in Zeiten, die noch viele Jahrtausende vor denen liegen müssen, von denen hier die Rede ist, einmal Rheinbett war. Für den Geologen ist solch eine Kiesgrube das reinste Eldorado. Unser Begleiter greift fast wahllos in die Steine hinein. „Hier das ist ein Buntsandstein aus dem Maingebiet, und dies ein Eisenkiesel vom Siegland dies ein Gruß von der Lahn, der schwarze Kieselschiefer und auch der Taunus hat einen schweren Brocken hierhergeschickt, einen fest Zentner schweren Taunusquarzit. So ließen sich sämtliche Landschaften des Rheins und seiner Nebenflüsse in dieser einen Kiesgrube wiedererkennen."



Der Norfbach durchfließt den alten Rheinarm
Rechts eine Ohrenweide

*

Auf dem sandigen Boden wachsen Heidepflanzen, besonders Ginster. Gerade wo wir sitzen spielt sich im Kleinen ein Kampf ums Dasein in der Pflanzenwelt ab, der so unerbittlich ist wie der Kampf im Großen. Bräunliche Fäden mit kleinen weißlichen Blüten ranken sich um den Ginster. Es ist die „Seide", eine Schmarotzerpflanze, die sich eng um den Ginster rankt und ihm mit winzigen Saugnäpfen die „verdaute" Nahrung aus den Stengeln saugt.

*

Vor uns dehnt sich das weite Land, im Hintergrunde der Mühlenbusch. Durch das Rheinbett fließt jetzt spielerisch der Norfbach, dessen Wasser aus hohen Gräsern herausglitzert. Da wachsen auch Ohrenweiden, von den wir eben erzählten, und die jungen Pappeln, die dort angepflanzt sind, werden nach Jahren weit in die Landschaft hineinschauen.

Tausend Wunder tuen sich auf, in dieser Landschaft, das Große wird klein und das Kleine wird groß. Und jemehr man schaut je mehr sieht man. Nie aber erschien uns dieses Land so schön und liebenswert wie jetzt, da wir es schauen in seinem Werden von grauer Vorzeit an bis zum lebendigen Heute.

W. Pf.

(Aufnahmen: W. Pfeifer, Neuß.)



An der Bruchkante bei Neuenbaum

# Meine Freundin, die Dollarprinzessin

## Ein Erlebnis in den USA auf meiner „Tippelei um die Erde"

Von Josef Popfinger

2.

„Jim, die ist in uns verliebt", sagte Jack. Die Kleine schenkte uns all diese Sachen und wünschte uns eine gute Reise.

Proviant für die nächsten Tage hatten wir; nun brauchten wir noch einen Güterzug, der uns mitnahm. Wir hätten auch mit einem Luxuszug fahren können, aber im Bunker wollten wir uns nicht verstecken, und schließlich kommt man mit Güterzügen, die ja fast alle durchfahren, auch schnell vorwärts.

Es war Freitag, und am Freitag habe ich meistens Glück, so auch heute. Bis Chikago waren es immerhin noch über 1000 Kilometer, also noch eine ziemliche Strecke. Wieder kam ein Güterzug an. Diesmal fragten wir den Zugführer, ob wir nicht mitfahren dürften. Der Mann erkundigte sich, wohin wir denn eigentlich wollten, und als wir sagten, daß unser Ziel zunächst Chikago sei, sagte er, daß sein Zug auch nach Chi gehe und daß wir ruhig mit ihm fahren könnten. Aber einige Stationen vorher müßten wir aussteigen, denn in Chikago kämen wir am Bahnhof nicht so ohne weiteres durch, denn die Polizei passe höllisch auf.

Der gute Mann verstaute uns in einem fast leeren aber geschlossenen Wagen, gab uns ein paar Wagendecken, und nun konnte es dahingehen. Fast die ganzen Tage schliefen wir. Fred war krank, weil sein Tabak zu Ende war, aber ich vertröstete ihn auf Chikago, wo es ja Geld geben würde. Unser Zug hielt öfter an; der freundliche Zugführer reichte uns immer Wasser in den Wagen.

Kurz vor Chikago kam wieder der Zugführer und meinte, wir müßten nun aussteigen, denn es seien nur noch etwa 40 Kilometer bis zur Stadt. Wir baten den Himmel, es dem Manne zu vergelten, was er an uns getan und zogen zu Fuß weiter. Es war 11 Uhr vormittags, und wir schlugen ein mörderisches Tempo an, um das Geld noch möglichst am selben Tage abheben zu können. Der Chauffeur eines Milchwagens ließ uns aufsitzen und nahm uns bis Chikago mit. Ein Polizist wies uns den Weg nach dem Zentralpostamt, das ich zitternd und zagend betrat.

Wirklich zog der Postbeamte eine Anweisung, lautend auf 45 Dollar, hervor. Das war eine ganze Menge Geld für uns, und ich kaufte, um Fred zu beruhigen, sofort Tabak. Was sollten wir nun mit dem Geld anfangen? Ich hätte schließlich für mich eine Fahrkarte nach New York kaufen können und wäre dann bald bei Mary, meiner Pariser Bekanntschaft, gewesen. Aber meine Freunde konnte ich doch nicht im Stich lassen, denn sie waren wirklich gute Kameraden gewesen. Fred hatte immer noch eine stille Hoffnung, daß wir das Geld versaufen würden, aber damit war weder ich noch Jack einverstanden. Wir beide wollten gern ein altes Auto kaufen, um schneller vorwärtszukommen.

Für ganze 20 Dollar erwarben wir nach langem Handeln auf der Autobörse eine schon etwas klapprige Kiste, mit der wir nun losgondelten. Als ich noch einige Spesen und Benzin bezahlt hatte, blieben mir noch sieben Dollar übrig.

Einen ganzen Tag ging es fabelhaft dahin. Aber gegen Mittag des zweiten Tages wollte die Karre einen mäßig steilen Berg nicht mehr hinaufklettern. Ein Automechaniker sagte uns, es liege an den Zündkerzen, und wir brauchten neue. Nachdem ich Kerzen und Benzin bezahlt hatte, war ich total pleite. Ein Auto und kein Geld! Fred und Jack schauten sehr traurig drein, als ich ihnen den Geldbeutel zeigte. In Pittsburg war das Benzin schon wieder ausgegangen. Fred meinte:

„Du willst doch unbedingt zu deiner reichen Freundin nach New York, nicht? Dann versetze doch deinen Photoapparat."

Gut, ich gab den Apparat ins Leihhaus und kaufte für die zehn Dollar, die ich da erhielt, Benzin und Eßwaren. Nun ging es wieder mit Vollgas dahin, bis nach Philadelphia, wo uns ein Reifen platzte. Ersatzrad hatten wir natürlich keins und Geld auch nicht. Da das Loch zu groß war, konnten wir es selbst nicht flicken, und ließen die Reparatur deshalb von einem Mechaniker machen. Wir verschwiegen, daß wir kein Geld hatten. Der Mann führte die Reparatur aus und verlangte dann zwei Dollar für seine Arbeit. Es blieb uns jetzt nichts anderes übrig, als dem Mann zu sagen, daß wir kein Geld haben. Da zog er, ohne ein Wort zu verlieren, sein Messer, in der sichtlichen Absicht, den soeben geflickten Pneu zu zerschneiden. Ein rettender Gedanke kam mir: ich riß meine Armbanduhr vom Handgelenk und bot sie ihm für die Reparatur an. Damit war er zufrieden und steckte sein Messer wieder ein.

Ich versprach Jack und Fred, ihnen den Ford zu schenken, wenn in New York alles klappte. In Newark wollte die Kiste nicht mehr vorwärts; der Schnaps war wieder ausgegangen.

Woher sollten wir nun Benzin ohne Geld bekommen? Zu versetzen hatten wir nichts mehr. Meinen blauen Monteuranzug, den ich trug, hätte man bestimmt nicht angenommen, und außerdem konnte ich ohne Anzug nicht gut Einzug in New York halten. Fred glaubte, daß wir in New York auch höhere Garagenspesen zu bezahlen hätten als in Newark, weshalb wir den Wagen in eine Seitenstraße schoben und dort stehen ließen.

Zu Fuß ging es nun Brooklyn zu. Den ganzen Tag tippelten wir dahin, endlich nahm uns ein Auto bis zum Wolkenkratzerviertel New York-Manhattan mit.

Sofort schrieb ich einen Brief an Miß Holmes und beauftragte Fred, ihn Mary persönlich abzugeben. Ich wollte in meinem unmöglichen Aufzug nicht in die Villa von Marys Eltern gehen, weshalb ich sie bat, mich abends am Eingang der Fabrik ihres Vaters zu erwarten.

Wir gingen alle drei in die V. Avenue, und Fred suchte Marys Haus auf, während Jack und ich in angemessener Entfernung warteten. Nach etwa zehn Minuten erschien Fred wieder und lachte über das ganze Gesicht.

„Jim, deine Freundin habe ich selbst gesprochen, sie wird um 10 Uhr an der Fabrik sein. Sie fragte mich, warum du nicht persönlich gekommen bist. Ich habe gesagt, daß ich das nicht wüßte."

„Das hast du schon recht gemacht. Wie findest du übrigens Miß Holmes?"

„Hübsche Lady, Donnerwetter!"

Wir freuten uns alle drei riesig auf das Wiedersehn. Fred und Jack ging eigentlich Mary nichts an, aber sie spekulierten auf den Ford und teilten daher mit mir die Freude.

„Ihr könnt den Ford haben, wenn alles im Lot ist", sagte ich zu den beiden Freunden.

Einige Minuten vor 10 Uhr war ich schon am vereinbarten Platz, als auch schon ein Chryslerwagen anfuhr und demselben meine Freundin Mary entstieg. Sie kannte mich in meinem phantastischen Aufzug nicht sofort, und außerdem hatte ich mich ins Dunkel zurückgezogen. Als ich ihr zurief, eilte sie auf mich zu und umarmte mich nach vielen Jahren wieder.

Mary kam aus dem Staunen über mein abgerissenes Aussehen gar nicht mehr heraus. Ich berichtete ihr kurz von dem Bummel über Indien und China nach New York, und sie lachte sehr über meine Abenteuer.

„Mister Schäfer, Sie können nach Hause gehen, ich steuere den Wagen heute selbst", wandte sie sich dann an ihren Chauffeur.

„Josy, wir fahren jetzt zu einem Schneider und kaufen einen Anzug!" Der Schneider war sehr erstaunt, weil er noch so spät aus seinem Lager einen Anzug abgeben mußte. Ich war nun wieder ein Gent. Dann drückte sie mir einen 10-Dollar-Schein in die Hand, um das Geld meinen Freunden als Schlafgeld geben zu können. Die beiden machten tellergroße Augen, als ich in meinem dunkeln Abendanzug den Luxuswagen verließ und Mary ihnen die Hand drückte. Aber am liebsten waren ihnen doch die zehn Dollar. Wir verabredeten uns noch für den andern Tag, dann fuhren Mary und ich in eine Bar, wo wir über unsere Erlebnisse seit jenem Abschied auf dem Gare d'Est in Paris plauderten.

„Mein Vater darf nicht wissen, daß du in New York bist, er hat für mich einen amerikanischen Bräutigam ausgesucht, den ich aber auf keinen Fall heiraten werde. Du wirst verstehen, daß du unter diesen Umständen nicht bei uns wohnen kannst."

„Liebling, habe keine Sorge, Vater wird nichts erfahren, und was weiter wird, darüber müssen wir einmal schlafen", meinte ich.

„Hier nimm vorerst 100 Dollar für die nächsten Tage zum Lebensunterhalt, und ich werde etwas ausdenken, damit dich Pa vielleicht in unserer Fabrik beschäftigt. Ich habe nämlich eine gute Idee, aber davon morgen."

„Jim, bekommen wir jetzt wirklich den Ford?" fragte mich am andern Morgen Fred.

„Hier habt ihr noch 20 Dollar und holt euch ruhig in Newark meine Karre, sie gehört ab heute euch!"

Die beiden Trampkollegen umarmten mich voll Freude, und der dicke Jack sagte salbungsvoll:

„Jim, du sollst glücklich werden, und deine künftige Frau soll viele Kinder bekommen. Denke manchmal an uns, wenn es dir auch besser geht. Wir reisen heute nach Florida, ins Seebad der obern Zehntausend!"



Zeichnung: Krusch

**Die beiden machten tellergroße Augen, als ich in meinem dunklen Abendanzug den Luxuswagen verließ und Mary ihnen die Hand drückte.**

„Und vielleicht treffen wir uns wieder", sagte Fred ahnungsvoll.

„Ja, vielleicht. Wenn hier etwas schief geht, dann komme ich nach!"

Mary und ich trafen uns fast täglich. Ich hatte mir in der Madison Avenue (29. Straße) ein schön möbliertes Zimmer gemietet und es mir dort so bequem wie nur möglich gemacht. Öfter fuhren wir im Wagen spazieren.

„Weißt Josy, in der Fabrik habe ich jetzt einen Posten als Auslandskorrespondent freigemacht. Ich habe bei meinem Vater soweit alles vorbereitet. Du sollst dich morgen bei Vater vorstellen", sagte meine Freundin. „Er soll nicht wissen, daß du es bist. Ich habe ihm gesagt, daß Mister Jimmy Brown aus Chikago, der mich doch voriges Jahr beim Baden in Florida vom Ertrinken gerettet hat, in New York arbeitslos ist, und da kannst du dich doch auch Jimmy Brown nennen; denn Papa hat weder meinen Lebensretter noch dich jemals gesehen."

„Ich weiß, in Amerika kann man sich nennen, wie man will, denn man ist nicht polizeilich gemeldet. Da ich ja ohne Einreisegenehmigung im Lande bin, ist es ganz gut, wenn ich einen falschen Namen annehme. Ich muß nur unter meinem neuen Namen auch die Kopfsteuer bezahlen."

„Im amerikanischen Englisch bist du auch nicht ganz perfekt, und darum mußt du zu Vater sagen, du seist in Germany erzogen worden." (Fortsetzung folgt.)

# BLICK IN DIE WELT

**Herr Kredit ist gestorben . . .**

Seinen säumigen Zahlern sandte ein Kaufmann den neuesten Katalog seiner Firma mit einer beigelegten Traueranzeige zu, die die Mitteilung enthielt: „Hiermit erfülle ich die traurige Pflicht, die Empfänger dieses Kataloges vom Ableben des in meinem Hause seit 33 Jahren tätig gewesenen Herrn Kredit geziemend in Kenntnis zu setzen. Die säumigen Zahler haben den Tod dieses Herrn leider veranlaßt . . ."

**Fallschirm im Wirbelsturm.**

Ein amerikanischer Pilot, der in Florida mit seiner Maschine aufgestiegen war, hatte unlängst ein grausiges Abenteuer zu bestehen. In 1200 Meter Höhe merkte der Mann, daß sein Höhensteuer zu versagen anfing. Als sein Flugzeug ins Schwanken und ins Trudeln kam, sprang er kurz entschlossen mit seinem Fallschirm ab. Inzwischen aber hatte sich das Wetter außerordentlich verschlechtert, unerwartet war ein Zyklon losgebrochen, und der Pilot mit seinem Fallschirm, der nur noch wenige Meter über der Erde dahintrieb, wurde von dem Wirbel erfaßt und wieder emporgerissen. Um ihn herum wirbelten losgerissene Bäume, Dächer, Staub, Gras und Wassermengen. Mit einer Geschwindigkeit von 80 Kilometer in der Stunde wurde der Pilot über einen Meeresarm hinweggerissen und kam erst auf einer Insel im Golf von Mexiko wieder zur Erde.

**„Bitte, behalten Sie meinen Mann."**

Eine eigenartige Szene spielte sich in dem Preßburger Finanzamt ab. Dort erschien eine Dame, die ihren gelähmten Mann in das Hauptbüro tragen ließ und dann mit tränenerstickter Stimme sprach: „Nachdem Sie uns mit Ihren Steuerforderungen keine Möglichkeit zur Existenz mehr gelassen haben, bringe ich Ihnen meinen Mann zur Versorgung!" Worauf sie verschwand. Die Beamten veranstalteten eine Sammlung und ließen den Mann dann in das Armenhaus seiner Heimat bringen.

**Die verheimlichte Tochter.**

Zum großen Erstaunen seiner Bekannten gab der berühmte Ozeanflieger Chamberlin, der als erster von New York nach Deutschland flog und bei Kottbus landete, die Existenz seiner kleinen Tochter bekannt, die ihren zweiten Geburtstag feierte. Das Kind wurde in Paris geboren und niemand erfuhr etwas von dem freudigen Ereignis, da Chamberlin fürchtete, daß sein Kind ein ähnliches Schicksal wie das Lindbergh-Baby erleiden könnte.

**Der unbekannte Mörder.**

Vor kurzem ist der holländische Hafenarbeiter Piet Polder einem einzigartigen Unfall zum Opfer gefallen. Polder war mit mehreren Kollegen beim Löschen einer Ladung Bananen beschäftigt, als er plötzlich aufschrie und aufsprang, wie von einer Tarantel gestochen. Es war aber keine Tarantel, sondern eine Vogelspinne, die, zwischen den Bananen versteckt, den Weg von Westindien nach Amsterdam zurückgelegt hatte; die Wunde, welche die riesige Spinne verursacht hatte, schwoll sofort hoch an. Obgleich Polder sofort in ein Krankenhaus gebracht wurde, starb er doch am folgenden Morgen.

**Und wenn der ganze Schnee verbrennt . . .!**

Ein ganzer Güterwagen voll Schnee verbrannte vor einiger Zeit bei dem Transport nach Hollywood, und der Film, der die zarten Flocken benötigte, mußte in seiner Herstellung ein paar Tage verschoben werden. Es handelt sich natürlich nicht um die zarten Eiskristalle, die wir gemeinhin unter Schnee verstehen, sondern um Papierschnitzel, die ein Schneegestöber vor der Kamera spielen sollten.

# Im Land der Königin von Saba

## Abessinien, wie es ist und wie es wurde

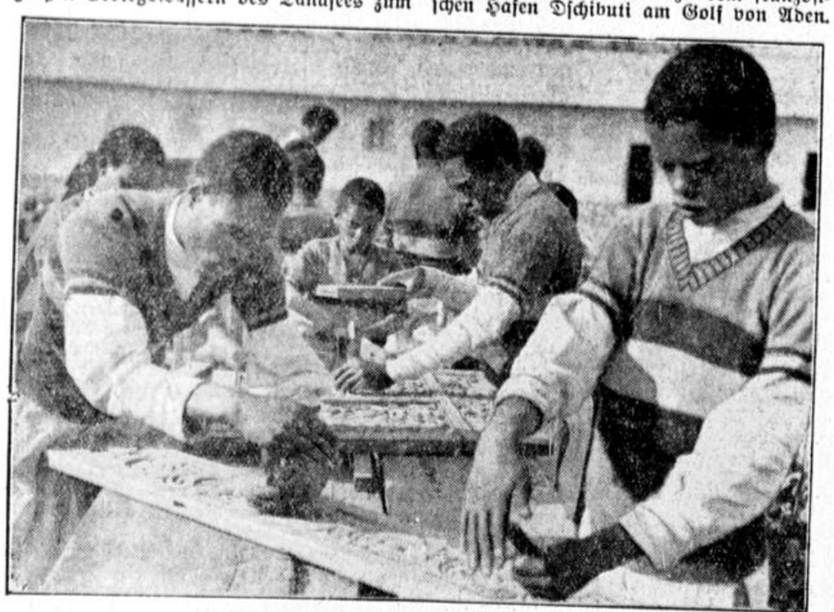
Grenzzwischenfälle, deren weitere Entwicklung und Auswirkungen vorerst noch nicht zu übersehen sind, haben die Augen der Welt auf jenes seltsame und geheimnisvolle Kaiserreich im Nordosten des schwarzen Erdteils gelenkt, dessen Name Abessinien zwar allgemein und seit langem schon geläufig ist, von dem selbst man indessen doch nicht allzuviel weiß. Dabei ist das Land in mehr als einer Hinsicht interessant. Schon daß es das letzte selbständige eingeborene Reich unter einem eingeborenen Herrscher in Afrika ist, macht Abessinien bedeutsam. Bedeutsamer ist noch, daß dieses selbständige eingeborene Reich seit zwei Jahrtausenden, nach abessinischer Überlieferung noch länger, seine Selbständigkeit bewahren konnte. Denn auch in Afrika hat es Völkerverschiebungen riesigen Ausmaßes gegeben; Eingeborenenreiche wurden gegründet und gingen wieder unter, manche infolge kriegerischer Einwirkung von außen, andere durch inneren Zerfall; nur Abessinien behauptete sich durch die Laufe der Jahrhunderte, und sogar die islamitische Erobererwelle, die über ganz Nordafrika hinwegrollte, hat sich an seinen Grenzen gebrochen und flutete ab.



Vornehme Abessinier in Landestracht.

Abessinien ist an Raumfläche ungefähr zweieinhalbmal so groß wie Deutschland. Der 40. Längengrad östlich von Greenwich und der 10. Grad nördlicher Breite schneiden sich fast im Mittelpunkt des Landes, das nach Südosten und Osten Wüsten- und Steppencharakter aufweist, während im Osten und Norden sich Berge erheben, die die Höhe unserer Alpen erreichen, von ewigem Eis und Schnee bedeckt sind und als Quellgründe vieler Flüsse, darunter des Blauen Nil, außerordentliche wirtschaftliche Bedeutung haben. Gerade die Sinkstoffe des Nil, die den Sudan und Ägypten so fruchtbar machen, bringt dieser Blaue Nil aus dem abessinischen Hochland, wo sie in den großen Gebirgswassern des Tanasees zum erstenmal abgelagert werden, um dann mit den jährlichen Hochwassern in die Ebene zu strömen. In diesem Land wohnt eine Bevölkerung, deren Bestand sich nicht genau feststellen läßt; die Schätzung schwankt zwischen sechs und elf Millionen. Nicht ganz zwei Fünftel dieser Bevölkerung machen die christlichen Abessinier, das eigentliche Herrenvolk, aus; auf gut zwei Fünftel zählt man die mohammedanischen Galla, und der Rest sind Mischvölker verschiedener Rassen. Die eigentlichen Abessinier waren ursprünglich wohl Hamiten, wie es die Gallas und die anderen kleineren Bevölkerungsgruppen heute noch sind. Diese ursprünglich hamitischen Abessinier aber sind schon sehr früh semitisiert worden, denn in vorchristlichen Zeiten war Abessinien so etwas wie eine semitische Kultur- und Missionsprovinz.

Zum erstenmal historisch sicher erwähnt wird Abessinien im ersten Jahrhundert n. Chr.; damals erstreckte sich die abessinische Herrschaft auch auf Südarabien und bis in den Sudan hinein, nachdem schon ein äthiopisches Reich, das im wesentlichen mit dem heutigen Abessinien gleich ist, in vorhergehenden Jahrhunderten über Ägypten geherrscht und von dort seine Kultur geholt hat. Die Abessinier kennen ihre Geschichte aus einem von Mönchen geschriebenen historischen Roman „Kebra Nagast", der die Entstehung des abessinischen Kaiserreiches in ungefähr die Mitte des zehnten Jahrhunderts v. Chr. verlegt, in die Zeit, in der in Judäa König Salomon regierte. Die Königin von Saba, von der das Alte Testament berichtet, soll nach der abessinischen Überlieferung aus Abessinien nach Jerusalem gekommen sein, und ihr und Salomons Sohn ist nach der romanhaften Geschichtsquelle der Abessinier der erste Kaiser von Abessinien gewesen, der sich Menelik nannte, den Namen, den im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts der Ras, das ist der Stammesfürst, von Schoa, wieder annahm, als er das in Teilfürstentümer auseinandergefallene Land einigte und sich selbst zum Negus Negesti, das ist König der Könige, und Alleinherrscher des Landes machte. — Menelik II. war ein kraftvoller Herrscher, der sich bemühte, das durch Bürgerkriege, europäische Einmischungen und zuletzt durch den Ansturm des Mahdi zerrüttete Land innerlich zu festigen, wirtschaftlich zu heben und den Anschluß an die Welt zu finden. Abessinien ist ein reiches Land. Es gedeihen Weizen, Gerste, Baumwolle, Zuckerrohr, Datteln, Kaffee, Südfrüchte, Wein; der Gummibaum wächst dort, und in den Wäldern findet man Nutzholz aller Art. Der Boden birgt Eisen, Gold, Kohle, Silber, Kupfer, Schwefel. Aber alle diese natürlichen Schätze sind nicht gehoben; das abessinische Volk ist ein Volk von Hirten; es gibt nur wenig Handwerk und kaum Industrie, und nur eine einzige Eisenbahn, achthundert Kilometer lang, geht durch dieses große Land; sie führt von der Hauptstadt Addis Abeba zu dem französischen Hafen Dschibuti am Golf von Aden.



Befreite Sklaven erlernen ein Handwerk.




Was jahrhundertelanger Bürgerkrieg vernichtet hatte, konnte auch die Tatkraft Meneliks nicht so schnell wiederaufbauen. Menelik starb 1910. In seinem Testament hatte er seinen Enkel Lidji Jasu zu seinem Nachfolger eingesetzt, der aber während des Weltkrieges von dem Ras Tafari, einem Stammesfürsten, seines Thrones entsetzt wurde. Ras Tafari setzte eine Tochter Meneliks, Zaditu, zur Regentin ein, um sich nach deren Tod unter dem Namen Haile Selassi zum Negus Negesti, zum Kaiser, zu machen.

Haile Selassi ist, wie alle seine Vorgänger auf dem Kaiserthron, Christ; es ist niemals einem der mohammedanischen Gallafürsten gelungen, diesen Thron für längere Zeit zu besetzen, wobei immer kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den mohammedanischen Gallas und den christlichen Abessiniern das Schicksal des Landes bestimmt haben, bis zur Regierung Meneliks II. Genau so stark waren die Kämpfe der Stammesfürsten untereinander um die Vorherrschaft.

Abessinien ist schon seit sehr langer Zeit ein christliches Reich. Im Jahre 326 wurden durch einen Schiffbruch die beiden Brüder Frumentius und Ädesius an die Küste Abessiniens geworfen und als Sklaven an den Herrscherhof verkauft; die beiden Brüder, Griechen, waren Christen. Sie gelangten zu hohem Ansehen und bekehrten den Kaiser und den größten Teil seines Volkes. Frumentius wurde später von dem Patriarchen von Alexandrien zum Bischof geweiht, und als Alexandien im Streit um die Wesenheit Christi sich der monophysitischen Lehre zuwandte, d. h. der Lehre, daß in Christi nur eine Person, die göttliche, sei, ging Abessinien — Äthiopien, wie es nach alter Überlieferung in der Kirchensprache genannt wird — mit ins Schisma. Diese von Rom getrennte Alexandrinische Kirche heißt auch die koptische; ihr Oberhaupt ist der Patriarch von Alexandrien, der das Oberhaupt der Kirche von Abessinien — „Abuna", „Unser Vater", genannt — einsetzt und weiht. Dieser Abuna war bislang immer ein Ägypter; neuerdings machen sich jedoch in Abessinien Bestrebungen geltend, die einheimische Kirche zu verselbständigen, und der Kaiser Haile Selassi hat durchgesetzt, daß dem ägyptischen Abuna einige abessinische hohe Geistliche als eine Art Kirchenkollegium beigegeben wurden.



Das Parlament in Addis Abeba.

Diese Koptische Kirche Abessiniens unterscheidet sich in ihrem Ritus und in ihren Glaubenssätzen von der Kirche Roms und der von Byzanz, aber auch von der von Alexandrien. Auch hier macht sich der alte jüdische Einfluß geltend, den man auch in vielem anderen, z. B. den Namen, findet; so bedeutet Jasu Jesus und Zaditu Judith, um nur zwei geläufige Beispiele zu nennen. So kennt man in Abessinien nicht nur eine Taufe, sondern auch eine Beschneidung, und es gibt einen heiligen Schrein, der in vielem an die Bundeslade erinnert. Eine abessinische Überlieferung behauptet sogar, dieser Schrein sei die echte Bundeslade, und bei der Zerstörung des Tempels in Jerusalem durch die Römer sei nur eine Nachahmung verbrannt. Es besteht auch ein ausgedehntes Mönchswesen, doch Mönche wie niedere Geistlichkeit sind in ihrer Masse theologisch nicht sehr gebildet; sie sind voll abergläubischorientalischer Vorstellungen, und zu den vergeblichen Reformversuchen Meneliks II. hat gehört, den Stand der Priesterschaft geistig zu heben. Dabei hat die Kirche Abessiniens eine große Vergangenheit; es gibt eine Bibelübersetzung aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts, die in der alten äthiopischen Sprache geschrieben ist, die das Volk inzwischen vergessen hat; die Umgangssprache ist das Amharische, das dem semitischen Sprachstamm angehört. Wie Forscher behaupten, sollen sich in den Klöstern noch viele alte Handschriften befinden, deren Inhalt vielleicht neues Licht auf die Frühzeit des Christentums werfen könnte. Neben dieser abessinischen Staatskirche gibt es noch eine zahlenmäßig geringere Koptische Kirche, die mit Rom uniiert ist, d. h., die die Glaubenssätze der Römisch-Katholischen Kirche angenommen, den koptischen Ritus aber beibehalten hat.

Wir sehen also in Abessinien ein Land, in dem sich Afrika mit Europa, Vergangenheit mit Gegenwart und — so möchte man fast sagen — Wirklichkeit mit Unwirklichem seltsam mischen.

**Carl Ems.**

4 Photos, 1 Karte: Scherl-Bilderdienst (M.).



Harfenspieler als Straßenmusikant.

# Das Geheimnis der Geige

## ROMAN VON ANDREAS POLTZER

8. Fortsetzung.

„Nun?“ wandte sich Noel erneut an seinen Besucher. „Wollen Sie mir einiges erzählen über diese Erfindung?“

„Ich weiß nichts Näheres“, erwiderte düster Briener.

„Ja, dann tut es mir leid, Ihnen nicht helfen zu können. Sie werden doch einsehen, daß auf Ihre vagen Andeutungen hin kein Mensch mit größeren Mitteln Ihnen beispringen wird.“

Briener erhob sich. Albatros Noel aber sah deutlich, daß sein Entschluß bereits wankte.

„Die fünfhundert Mark, die ich Ihnen heute gab, müssen Sie natürlich hierlassen“, sagte er liebenswürdig.

„Gut, ich will Ihnen reinen Wein einschenken“, knurrte Briener ohnmächtig. „Sind Sie mit einem Drittel des Erlöses einverstanden?“

„Darüber können wir uns noch unterhalten“, meinte leichthin Noel.

„Nein, ich will es sofort wissen. Ihr Anteil wird noch immer groß genug sein, daß Sie sich von Ihren Geschäften“ — er betonte das Wort höhnisch — „zurückziehen können.“

„Schön, ich begnüge mich mit einem Drittel. Und jetzt sprechen Sie!“

Briener näherte sich dem Schreibtisch, hinter dem Noel saß. Er blickte sich scheu um, als fürchte er — und seine Befürchtung war mehr als berechtigt, als er ahnte —, die Wände könnten Ohren haben. Beinahe flüsternd sagte er:

„Die Erfindung des Dr. Abelhausen klingt recht unglaublich. Es gelang ihm, die künstliche Herstellung von . . .“ Statt das Wort auszusprechen, griff Briener nach einem Bleistift und malte zwei Buchstaben auf das vor Noel liegende Löschblatt.

Albatros konnte einen Ausruf der Verblüffung nicht unterdrücken. „Irren Sie sich auch nicht?!“ fragte er heiser.

Briener schüttelte den Kopf. „Ich habe einige Kenntnisse der Chemie und das Papier gesehen.“

„Gut“, sagte schon ruhiger Noel. „Gehen Sie jetzt und kommen Sie morgen zur selben Zeit wieder. Ich hoffe, Ihnen dann schon sagen zu können, was mit der Geige geschehen ist. — Und noch eins, machen Sie keine Dummheiten und betrinken Sie sich nicht. Sollte Ihnen trotzdem etwas zustoßen, schweigen Sie wie das Grab. Man wird Sie nicht für ewig einsperren . . .“

„In dieser Beziehung brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.“ Brieners Gesicht war finster und entschlossen.

Kaum hatte er die Wohnung verlassen, da betrat das Arbeitszimmer von Noel die ältere, schlicht gekleidete Frau. Sie hatte das Gespräch der beiden Männer scheinbar mit angehört, denn sie fragte ohne Einleitung: „Willst du die Sache mit ihm machen?“

Albatros Noel lächelte kalt. „Ich denke nicht daran. Der Kerl ist mir viel zu unzuverlässig. Aber die Sache selbst ist ungeheuerlich, und sie wird auch ohne diesen lästigen Burschen zu machen sein.“ Er blickte auf das Löschblatt und entfernte die Ecke, auf die Briener die beiden Buchstaben gemalt hatte. Er zerriß sie in winzige Stückchen und warf sie in den Papierkorb.

*

Fernanda hatte mit einiger Mühe erreicht, daß man sie von der „Cité Besançon“ ans Land ließ. Ein jämmerlicher Einspänner brachte sie nach dem „Hotel Tripolitain“. Es war bereits fünf Uhr morgens. Sie schlief bis Mittag, kleidete sich an und verließ das Hotel. Sie wollte sofort zum Hafen, um sich nach dem spanischen Segler zu erkundigen.

Sie war noch gar nicht weit vom Hotel, als sie eine Gruppe Eingeborener erblickte, die etwas umringte. Fernanda trat näher: sie sollte jedoch niemals erfahren, warum die Eingeborenen zusammengeströmt waren. Denn im nächsten Augenblick wurde ihr ein Tuch über den Kopf gestülpt. Eine Hand legte sich auf ihren Mund.

Fernanda fühlte sich von kräftigen Armen fortgetragen. Die grobe Hand lastete schwer auf ihrem Mund und vereitelte jeden Hilfeschrei. Man hob sie in einen geschlossenen Wagen, der sofort losfuhr. Als der Wagen anhielt, griffen zwei kräftige Arme nach ihr. Sie fühlte, daß man sie Treppen hinuntertrug. Der dumpfe Geruch verriet, daß sie sich in einem Keller befand. Jemand beugte sich über sie. Im nächsten Augenblick wurde das Tuch von ihrem Kopf gezogen.

Ihre Augen, die sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sahen deutlich die widerlichen Züge eines Negers. Noch ein zweiter Mann, ein Araber, befand sich in dem engen, finsteren Kellergewölbe. Auf seinen Wink entfernte sich der Neger.

Man hatte während der Fahrt, da Fernanda sich verzweifelt wehrte, ihre Hände zusammengeschnürt. Sie schmerzten empfindlich. Sie blickte verächtlich auf den Araber und rief französisch:

„Wollen Sie endlich meine Hände entfesseln?!“ Es klang mehr wie ein Befehl als wie eine Bitte.

Der Araber beugte sich über sie und öffnete die Stricke. Fernanda sah, er trug einen sauberen Burnus, und seine Züge waren nicht unsympathisch. Einen Augenblick durchzuckte sie der Gedanke, dem Mann einen unerwarteten Hieb zu versetzen und ins Freie zu stürzen. Doch ein Stimmengewirr, das von oben nach dem Keller drang, verriet ihr die Aussichtslosigkeit des Unterfangens.

„Warum haben Sie mich hierhergeschleppt?“ herrschte sie empört den Eingeborenen an.

Sie war auf eine höhnische Antwort gefaßt, falls der Mann zu einer Erwiderung sich überhaupt herabließ. Zu ihrer großen Überraschung antwortete der Araber in sehr höflichem Ton:

„Sorgen Sie sich nicht, Madame; es wird Ihnen nichts geschehen. Wenn der Abend kommt, wird man Sie nach einem freundlicheren Ort bringen. Sie werden dort in keiner Beziehung etwas zu entbehren brauchen.“

Er sprach ein fehlerloses, etwas singendes Französisch. Er legte vor Fernanda eine kleine Holzdose.

„Damit die Zeit Ihnen nicht zu lang wird!“

Die kleine Dose enthielt Zigaretten. Man hatte Fernanda ihre Handtasche abgenommen.

„Ich würde meine eigenen Zigaretten vorziehen“, sagte sie, mit einem deutlichen Mißtrauen in der Stimme.

Das dunkle Gesicht des Arabers verzog sich zu einem kaum merkbaren Lächeln. Er griff wortlos in die Holzdose, entnahm ihr eine Zigarette und zündete sie an. Erst nach einigen tiefen Zügen aus der Zigarette sagte er:

„Sie sehen, Madame, Ihr Mißtrauen ist unberechtigt.“

Er stand bereits an der Tür, wartete aber scheinbar noch auf irgendeine Frage der Gefangenen. Fernanda schwieg.

„Wünschen Sie noch etwas?“ erkundigte sich der Mann. Da er keine Antwort erhielt, verließ er nach einer beinahe ehrerbietigen Verbeugung den Raum.

Fernanda hörte das Schloß schnappen. Kaum waren die Schritte des Arabers verhallt, da sprang sie auf. Sie eilte an das kleine vergitterte Fenster, durch das ein fahles Licht in das Gewölbe drang. Das Fenster mündete nach einem düsteren, verlassenen, von hohen Mauern umringten Hof. Fernanda überzeugte sich: von dieser Seite war keine Hilfe zu erhoffen.

Mehr ungeduldig als entmutigt, ließ sie sich auf die grobe, unsaubere Matte nieder. Außer einigem Gerümpel war es die einzige „Einrichtung“ des unfreundlichen Kellerloches.

Es unterstand keinem Zweifel, was man mit ihrer Entführung bezweckte. Man wollte sie verhindern, beim Eintreffen des Seglers „Don Ubaldo“ zugegen zu sein. Aber wer war für diesen Gewaltstreich verantwortlich? Das Quartett? Der Mann mit der Brille? Oder waren hier noch andere Kräfte an der Arbeit?

Mechanisch griff Fernanda in das kleine Holzkästchen mit den Zigaretten. Der Araber hatte auch ein Päckchen Wachszünder hiergelassen. Fernanda atmete tief den Rauch ein. Es war verblüffend, wie beruhigend so eine Zigarette wirkte.

Eine große Müdigkeit überwältigte plötzlich Fernanda. Sie wollte die Zigarette fortschleudern, doch ihr Arm gehorchte nicht mehr. Die glimmende Zigarette entglitt ihren Fingern und fiel auf die Matte. Ein langsam aufsteigender Rauch verriet, daß die trockenen Pflanzenfasern allmählich Feuer ergriffen.

Noch ehe ein größeres Unglück geschah, wurde die Tür lautlos geöffnet. Der Eintretende eilte rasch an das Lager der Bewußtlosen und erstickte mit einigen Fußtritten das aufkeimende Feuer.

Auf einen Wink des Arabers hob der Neger, der ihm gefolgt war, die schlafende Fernanda empor. Er trug sie die Treppen hinauf und bettete sie, oben angelangt, auf einen Diwan.

Als draußen fast ohne Übergang die Dunkelheit hereinbrach, hielt ein Wagen vor der Tür des Hauses. Die noch immer bewußtlose Fernanda wurde in das Gefährt gehoben, das in rascher Fahrt sich entfernte.

*

Oliva Blanche und ihre drei Begleiter hatten Tripolis auf verschiedenen Wegen erreicht. Es gehörte zu ihrer Taktik, gemeinsame Reisen tunlichst zu vermeiden. Stieß einem Mitglied der Gruppe AF. ein „Unglück“ zu, so wurden die übrigen nicht in Mitleidenschaft gezogen. Seit einigen Tagen befanden sich die vier vollzählig in Tripolis. Und sie hatten bereits gehandelt. Oliva Blanche war der Meinung gewesen, daß es endlich Zeit war, energisch zuzupacken. Als Führer der Gruppe AF. war sie für das Gelingen der ihnen erteilten Aufgabe an erster Stelle verantwortlich.

Sie war von Fernandos Ankunft sofort unterrichtet. Fernanda hatte ihr Zimmer im Hotel Tripolitain noch gar nicht betreten, als Oliva Blanche das Quartier der Detektivin bereits gemeldet wurde.

Der Segler „Don Ubaldo“ mußte in den nächsten Tagen den Hafen von Tripolis anlaufen. Die Jagd nach der Erfindung des Chemikers Abelhausen dauerte schon lange genug; die Gruppe AF. wollte jetzt ganze Arbeit machen. Gleich nach Fernandas Ankunft trat Oliva mit ihren Gewährsmännern in Tripolis in Verbindung; die Detektivin sollte bis zur Ankunft des Segelschiffes verschwinden.

Die Gruppe AF. vermied es nach Möglichkeit, in Hotels abzusteigen; man war sicherer und fühlte sich weniger beobachtet in irgendeinem stillen, abgelegenen Hause. Sie hatten für ihre Zwecke eine Villa gemietet.

Es waren zehn Tage seit ihrer Ankunft vergangen, und „Don Ubaldo“ war noch immer unterwegs. Diese Tatsache beunruhigte sie. Bis sie auf funkentelegraphische Erkundigungen aus Bizerte die Nachricht erhielt, daß der Segler auf seiner Fahrt nach Barcelona diesen Hafen angelaufen hatte. Daher stammte die Verspätung.

Oliva und ihre Genossen verließen schon in den frühen Vormittagsstunden ihre Villa. Sie begaben sich in zwei Gruppen zum Hafen. Felix Bauwers begleitete Oliva; Wladimir Ostrog und Fedor Schenk bildeten das zweite Paar. Ihnen fiel eine besondere Aufgabe zu. Trotz eifrigster Nachforschung war es der Gruppe nicht gelungen, eine Spur von dem Mann mit der Brille in Tripolis zu entdecken. Sollte er im letzten Augenblick auftauchen, dann mußten Ostrog und Schenk dafür sorgen, daß er nicht als erster auf den Segler gelangte.

Es war ein warmer, sonnenklarer Januartag. Oliva und Bauwers, beide mit guten Gläsern bewaffnet, standen am Hafenkai und ließen ihre Blicke immer wieder über das ruhige Meer gleiten.

Jetzt rissen beide gleichzeitig das Fernglas an die Augen. Man sah am Horizont etwas Weißes auftauchen, das sich bald als die Spitze eines Segels entpuppte.

„‚Don Ubaldo‘ kommt!“ entrang sich ein Aufschrei Olivas Lippen.

„Es wird noch eine gute Stunde dauern, ehe er den Hafen erreicht“, rief, nicht weniger erregt, Bauwers. Er blickte sich um; einige hundert Schritte entfernt sah er Ostrog und Schenk.

Die Segel in der Ferne wurden langsam größer. Jetzt konnte man bereits das ganze Schiff sehen. Zehn Minuten noch und dann hatte es den Hafen erreicht. In diesem Augenblick tauchte ein Motorboot auf und nahm Kurs direkt auf den Segler. Im Boot saß ein Mann mit einer Brille.

„Der Mann mit der Brille! Er kommt uns zuvor!“ Oliva preßte das Fernglas an die Augen, daß die Knochen schmerzten.

Auch Bauwers verfolgte durch sein Glas gespannt den Weg des Motorbootes. „Er kann unmöglich auf das fahrende Schiff!“ rief er.

Jetzt hatte das Boot den Segler erreicht. Die beiden am Ufer sahen, wie der Mann mit der Brille sich aufrichtete. Er rief durch ein Sprachrohr einige Worte. An der Reling des Schiffes erschien ein Mann. Es entspann sich zwischen den beiden ein kurzes Gespräch, das von den am Ufer Stehenden natürlich nicht vernommen werden konnte.

Verblüfft gewahrten Oliva und Bauwers, daß am Schiff die Segel eingezogen wurden. Im nächsten Augenblick glitt das Motorboot ganz dicht an die Bordwand des Seglers heran. Der Mann mit der Brille erfaßte das herabgeworfene Seil und kletterte mit großer Geschicklichkeit hinauf. Vier Arme griffen nach ihm und halfen ihm an Bord.

Ostrog und Schenk kamen eilig auf Oliva und Bauwers zugelaufen. Auch sie hatten erregt die Szene verfolgt.

„Don Ubaldo“, von den Wellen getrieben, bewegte sich langsam. Das Motorboot hielt sich an seiner Seite.

Jetzt tauchte ein zweites größeres Boot auf. Es trug die offiziellen Wimpel der Hafenpolizei und steuerte ebenfalls auf den Segler zu. Es bestand kein Zweifel, die Hafenbehörde war auf das sonderbare Manövrieren des Motorbootes aufmerksam geworden.

Noch ehe das Polizeiboot das Schiff erreichte, erschien der Mann mit der Brille erneut an Deck. Er schwang sich über die Reling und glitt am Seil in das dicht herannahende Motorboot. Mit lautem Geknatter schoß das schnelle Fahrzeug davon.

Oliva und ihre Begleiter sahen durch ihre Gläser deutlich: der Mann mit der Brille verließ mit leeren Händen das Segelschiff.

„Er hat die Geige nicht!“ riefen Ostrog und Schenk gleichzeitig.

„Vielleicht nahm er nur das Papier mit“, sagte dumpf Oliva.

Dies war wenig wahrscheinlich. Die Zeit, die er an Bord des Seglers verbrachte, betrug kaum drei Minuten. Er hätte sich auch gehütet das kostbare Papier vor ungebetenen Zeugen aus seinem Versteck zu holen. Oliva kam daher schnell zu der Erkenntnis, daß der Mann mit der Brille die Geige nicht gefunden hatte.

Sie wandte sich an Bauwers: „Es scheint mir, wir sind einem Phantom nachgejagt!“ Plötzlich zuckte sie zusammen. Heftig ergriff sie Bauwers Arm. „Da! Sieh mal!“

Bauwers und die beiden Männer blickten in die angedeutete Richtung. Einige hundert Schritte von ihnen entfernt hatte ein Auto gehalten. Dem Wagen entstieg eine hellgekleidet junge Dame und näherte sich dem Kai eiligen Schrittes. Auch die drei Männer erkannten sie jetzt.

### Achtes Kapitel.

Als Fernanda aus ihrer Betäubung erwachte, war bereits heller Tag. Sie befand sich in einem kleinen weißgetünchten Zimmer. Sie lag auf einem sauberen Messingbett. Es dauerte geraume Weile, ehe es ihr gelang, ihre verworrenen Gedanken zu glätten. Allmählich kehrte die Erinnerung an die Geschehnisse der letzten vierundzwanzig Stunden zurück.

Es bestand jetzt für Fernanda kein Zweifel, daß die Zigaretten in der kleinen Holzkiste mit einem Narkotikum getränkt waren. Der Araber hatte sie mit feiner Taschenspielkunst getäuscht; die Zigarette, die er in ihrer Gegenwart anzündete, stammte bestimmt nicht aus der ominösen Holzdose.

Weiter kam Fernanda in ihren Betrachtungen nicht, denn die Tür ging auf und jemand trat ein. Fernanda richtete sich auf.

(Fortsetzung folgt.)

# Unpolitische Chronik

Neuß, 4. August 1935

## Lokalnützliche Absichten

Nachdem unser Stadtoberhaupt am vergangenen Samstag bei den Bürgerschützen in deren imposanter und bisher stimmungsvollster Versammlung feierlich kund und zu wissen getan hat, daß jeder Neußer Bürger, soweit er der bürger(schützenfest)lichen Ehrenrechte teilhaftig ist, auf die geldliche Unterstützung der Stadt rechnen kann, so er Schützenkönig wird, haben wir uns natürlich sofort an das Training begeben. Der Oberbürgermeister Gelberg hat es gesagt, daß jeder, wenn er auch geldlich nicht dazu in der Lage sein sollte, mit einem Griff unter die Arme rechnen kann, wenn er sich etwa Sorgen um die Bestreitung des Hofstaates machen sollte.

Solcher Sorge ledig, wächst nun in uns allen, die wir solchen eingelösten Versprechens lüsterne Anwärter sind, der verwegene Wunsch, auch einmal Inhaber des Neußer Thronsessels zu werden, und wir benutzen hinfürder jegliche freie Minute, um die nötige schützenliche Reife zu erhalten. Zwar gehen wir nicht so weit, daß wir etwa die Birnen vom Zimmerleuchter herunterschössen, aber das psychische Training hat doch in vollem Maße schon eingesetzt; der kleine technische Rest ist dann bald getan. Vorläufig üben wir „königliche Erscheinung" und königliche Gebärden, wir stellen uns vor den Spiegel und regieren, wir halten monologisch wohlgesetzte Ansprachen „an mein Volk" und beginnen mit „meine lieben Untertanen". Wir „schreiten", wie Könige zu schreiten pflegen, wir lächeln königlich-milde, wir üben, wir man richtig im Wagen sitzt und mit dem Cylinder grüßt, wir üben, wie man mit einem wohlgefüllten Pokal auf das Wohl der Untertanen anstößt, ohne aufzustoßen, wir machen königliche Bewegungen mit der rechten Hand und streuen Kaviar unter die Menge, die sich vor unserem (eingebildeten) Thron drängt.

Der unpolitische Chronist hat kein Auge zugetan, als er von dieser Versammlung nach Hause kam; da ist die teuflische Lockung, einmal nicht mehr Zeitungsschreiber, sondern König zu sein, da ist die ganz spezielle Lockung, anstatt sich am Schützenfest die Finger krummzuschreiben, einmal im Wagen sitzen zu können und die Kollegen von der Konkurrenz veranlassen zu können, über mich zu schreiben, wie ich mich bewege, wie ich mich räuspere, wie ich schreite und königlich tue. Ha, das sollte ein Pfest, jawohl, ein Pfest mit „Pf" werden!

Als ich so wachend lag und mich schon wenigstens doch mattglänzend auf dem Thron regierenderweise sitzen sah, da wurde die Lockung immer größer und größer, und bis auf den heutigen Tag bin ich noch nicht mit ihr fertig; die Sache ist ja so: wenn einem schon die materiellen Kosten abgenommen werden, wer hilft einem die geistigen Kosten aufbringen? Auch dafür müßte sich noch ein milder Stifter finden. Denn der Chronist fürchtet für den Fall, daß er, wenn er sicher mit fester Hand und sicherem Auge den sicher hartnäckigen Rest des Königsvogels heruntergeholt hat, nicht gleich die richtigen Worte finden könnte, um seiner Freude und seinen milden Absichten als Regent die richtigen Ausdrücke zu leihen. Er ist sich darüber klar, daß er der zweitschlechteste Redner von Neuß ist, und daß er noch niemals in seinem Leben eine richtige Rede gehalten hat; wer der schlechteste Redner ist, das sei ununtersucht, aber ich bin auf der anderen Seite doch wieder so selbstbewußt, daß es vielleicht doch noch einen schlechteren Redner geben könnte.

Eigentlich gehören solche sehr persönlichen Erwägungen gar nicht in die Zeitung; aber in den Hundstagen ist erstens mancherlei erlaubt und zweitens muß man, wenn man gelegentlich die ganze Bevölkerung an die Vogelstange hetzt, auch begründen, warum man selbst nicht mit dabei ist. Mögen möchte ich schon, aber können kann ich nicht; von wegen „königlichem Benimm". Vielleicht findet sich dafür aber auch noch ein freundlicher Spender, wenigstens aber wollen wir alle darauf trainieren. Der kleine Rest mit dem Herunterschießen des Vogels ist dann schnell getan. Finger an den Abzugshahn, Augen zu! . . . und dann warten bis es knallt und einem die Büchse an die Backen haut; wenn dann arg geschrieen wird, dann ist es passiert. Dann wird man uns auf das Podium schleppen und wir müssen alles mit uns geschehen lassen, was so mit dem Königwerden verbunden ist. Es gibt da alte Vorschriften dafür. Und das strahlende Komitee wird schon dafür sorgen, daß wir alles richtig machen.

Auf, also — — Männer von Neuß, heran an die Vogelstange!

* * *

## Ganz Neuß in Gerresheim

Die „Rheinische Bahn" ist auf die Idee gekommen; wir sollen am 8. August alle (mit der Rheinbahn) natürlich nach Gerresheim fahren und Gerresheim soll geschlossen an diesem Tage nach Neuß kommen; was wir da sollen, das steht nicht in dem Feldzugsplan der Rheinbahn, die sich für die Ferien allerhand vorgenommen hat. Sie hat einen ganz großen Feldzugsplan entworfen, der dem reinen und selbstlosen Herzen der Rheinbahn entspringt, daß wir uns in der Nachbarschaft ringsum etwas besser kennenlernen sollen. So sollen die Kaiserswerther nach Benrath fahren, die Benrather nach Kaiserswerth, die Ratinger nach Hamm, und die Hammer nach Ratingen, die Unterrather nach Volmerswerth, und die Volmerswerther nach Unterrath, die Ellerer nach Büderich und die Büdericher nach Eller, die Düsseldorfer selbst sollen nach Hilden, Haan und Ohligs fahren, während die Ohligser und Haaner und Hildener nach Düsseldorf kommen sollen.

Warum die Rheinbahn die Völkerstämme rund um Düsseldorf so durcheinandermachen will, das ist uns dann nicht mehr unklar, wenn wir sehen, daß mit diesem Ferienplan an bestimmten Tagen die am weitesten voneinander liegenden Orte zueinander bringen möchte; die Rheinbahn selbst also ist es, die ihre Fahrzeuge zu billigen Sätzen dem Publikum anbietet, und da sie nicht den Anspruch darauf macht, daß sie ein vollkommen selbstloses Unternehmen wäre, so könnte man die Sache ablehnen und sagen, es sei eine einfache Propagandaangelegenheit der Rheinbahn selbst. Ganz sicher aber kann auch solche Werbung ihr Gutes für alle haben, die solches Anerbieten annehmen.

Ueberwältigend groß wird sicher die Zahl der Neußer, die auf Kommando am 8. August nach Gerresheim fahren soll, nicht sein, und auch Neuß wird nicht durch den Besuch der Gerresheimer an Verstopfung der Straßen leiden. Als Versuch ist die Sache interessant; sie ist daneben auch ein Beweis dafür daß man sich in der Anpreisung solcher Dinge vergaloppieren kann; denn ganz sicher ist's ein bißchen zu bombastisch, wenn es heißt „Ganz Neuß in Gerresheim". Superlative sind schnell abgenutzt, und da es keinem Zweifel unterliegt, daß „Ganz Neuß" bestimmt nicht am 8. August in Gerresheim sein wird, und auch „Ganz Gerresheim" ganz sicher nicht in Neuß sein wird, so wäre weniger Aufwand mehr gewesen.

Sollten wir unrecht haben, sollte sich tatsächlich eine durch die Rheinbahn verursachte Völkerwanderung einstellen, so wollen, wir unsere Behauptung hier gerne wiederrufen.

* * *

## Zuoni Bwinfn

### Sehr werter Herr Diaz

„. . . . und die Neußer Straßenbahntarife haben immer noch den Fehler, daß wir eben keine bewegliche Zahlgrenze haben; ich weiß, daß sich auch die maßgebenden Leute schon seit vielen Jahren den Kopf darüber zerbrechen, was man zum Besten der heimischen Straßenbahn noch tun könnte. Wer gelegentlich speziell die Neußer Linien und die Neußer Fahrzeuge benutzt, der wird zugeben müssen, daß dieses Problem des Schweißes der Edlen wert ist. Meines Erachtens wäre schon viel mit der beweglichen Zahlgrenze geschehen, zumal die starren Neußer Zahlgrenzen unnatürlich wirken müssen, weil eben der lange Hauptstraßenzug noch durch die Endpunkte der Straßenbahn — Grimlinghausen einerseits und Kaarst andererseits — verlängert worden ist; diese seltsame und merkwürdige Situation müßte unter allen Umständen auch zu eigenen Erwägungen und Ueberlegungen bezüglich der Tarifgestaltung führen. Anlehnungsmöglichkeiten gibt es da bei anderen Städten nicht; eine einzige gerade Linie ist fraglos als Straßenbahnlinienführung in einer Stadt eine abnorme Seltenheit.

Bezüglich der von Ihnen geschilderten Mißverhältnisse bei Fahrten mit Kindern bin ich Ihrer Meinung; in dieser Beziehung kann die Rheinbahn einmal Vorbild sein. Sie tut in den Ferien allerhand und auch Sonntags bietet sie sich als das Verkehrsmittel an, das man ohne Zorn benutzen kann, wenn man auch mit noch so vielen Kindern den Sonntagsausflug machen will. Ganz sicher wird die Straßenbahnverwaltung jede Mitarbeit der „Konsumenten" begrüßen, und es ist ganz sicher doch ein Zeichen von Interesse an diesen Dingen, daß es überhaupt noch Leute gibt, die sich damit befassen, ohne dafür bezahlt zu werden. Das Problem Neußer Straßenbahn ist durch die Dauer seines Bestehens nicht unproblematischer geworden; gewiß kann auch die Neußer Straßenbahn nicht umsonst fahren; sie volkstümlicher zu machen, das ist immer noch das alte Problem, an dem wir alle mitarbeiten sollten . . . ."

Lieber Diaz!

„. . . Soeben lese ich Ihre „Unpolitische" und finde darin den Artikel mit der schiefen Eisenbahn. Auch mir ist da folgendes passiert:

Mit dem Kotorrad fuhr ich Richtung Bodensee über Bulingen. Links liegt der Bahndamm — vor mir ein mit Steinen beladener Lastwagen. Ich hupe — hupe nochmals und immer wieder. Endlich nach ca. 200 Meter Fahrt gibt der Lastwagen Platz, denn nur noch 500 Meter sind wir von einer Schranke eines Bahnüberganges entfernt und mit uns in gleicher Höhe eine schwäbische Bimmelbahn. Es ist nicht schwer, diese zu überholen, doch kurz vor dem Uebergang geht die Schranke herunter und der Lokführer, der meine wütenden Anstrengungen an dem sperrenden Lastwagen vorbeizukommen, gesehen hatte, ruft mir ruhig mit breitem Lächeln zu „Ersch komme i."

Dabei deutete er mit dem Daumen auf sich und wir... hatten Zeit zu lachen..."

* * *

## Rosaboxen — gefährlich geworden

Die Russen reiten die neue Reisesaison gut vor. Sie tun das auf eine etwas merkwürdige Art und Weise, wie aus den Verfügungen hervorgeht, die vor einiger Zeit von dem Zentralkomitee in Moskau an alle Stellen, die mit dem Fremdenverkehr zu tun haben, verschickt worden sind.

In diesen Vorschriften aus Moskau heißt es unter anderem, daß die Stubenmädchen und die Kellner in größeren Gasthöfen und Hotels in Zukunft einen besonders adretten Eindruck zu machen hätten. Das weibliche Personal soll seidene Strümpfe tragen, auf Eleganz des Schuhwerks Wert legen und außerdem besondere Sorgfalt auf gepflegte Hände legen. Selbst die Länge der Fingernägel, die im übrigen schön gefärbt und poliert sein sollen, ist in den ergangenen Verfügungen genau vorgeschrieben.

Die Männer, die in Verkehrsbüros Dienst tun, oder in den Hotels, und als Fremdenführer, besonders viel mit Ausländern zusammenkommen, sollen sich nach Möglichkeit täglich zweimal rasieren. Auch die Haare müssen auf jeden Fall ordentlich geschnitten sein. Streng verboten ist vor allem die Unsitte, überall herumzuspucken und sich mit den Fingern in der Nase zu bohren. Was sollen sonst die Fremden für einen Eindruck von den Zuständen in Rußland bekommen!

Sämtliche Mittel zur Verschönerung der männlichen und weiblichen Angestellten in der Touristenbranche werden von den Genossenschaften auf Antrag zur Verfügung gestellt werden. Sogar für Kragen und Krawatten ist vorgesorgt worden. Im übrigen sind fliegende Kolonnen eingerichtet worden, die mit fahrbaren Manikürtischen durch die Büros gehen, und wo sich die Leute also völlig unentgeltlich pflegen lassen können.

Auf Verstöße gegen die erlassenen Vorschriften sind strenge Strafen gesetzt. Wer sich der gesetzlich verordneten Schönheitspflege und Anstandslehre nicht freiwillig fügt, der fliegt.

Wenn es jetzt mit dem Fremdenverkehr nach Rußland noch hapern sollte, dann ist wohl Hopfen und Malz verloren.

* * *

## Ofefefum dwe Fwinu

Wer die Ferien und ihr Glück preist, wird auch ihre Schattenseiten zeigen dürfen; wir haben fast in jedem Jahre darauf hinweisen müssen, daß sich die Unfälle in den Ferien, namentlich in den großen Ferien meistens mehren. Es liegt daran, daß die Straßen zu oft zum Spielplatz gemacht werden, und wir haben auch in Neuß in diesen Tagen reichlich Gelegenheit festzustellen, daß sogar die Hauptverkehrsstraße zu den Ehren eines Spielplatzes erhoben werden. Rollschuh und Ball sind die Verführer, und die Eltern werden es den Kindern eindringlich immer wieder sagen müssen, daß sie sich andere Spielplätze aussuchen sollen, und daß es eine große Gefahr ist, wenn man — oft aus Bequemlichkeit — nicht den Weg zur nächsten Spielgelegenheit findet. Mittlerweile haben wir in Neuß soviel gute Spielplätze, daß für alle gesorgt ist, in allen Stadtteilen kann die Jugend ohne Gefahr ihre Ferienspiele spielen.

* * *

## Nußwe Wennun wowdwn uwgwdiftwt

Das wird ganz sicher noch niemand wissen, daß die Neußer Rennen auch nun ihren Homer gefunden haben; da wir nun gerade morgen wieder Rennen haben, so ist ein solches Gedicht sogar aktuell. Dr. Karl Schorn hat uns eine Sammlung von Gedichten über allerlei Neußer Dinge und Landschaften übergeben, von denen wir erst kürzlich und auch in der vergangenen Woche einige veröffentlicht haben. Hier ist das Gedicht:

### Neußer Rennen

Festlich wimmeln Bühnen und Damm,
die Reitermärsche fliegen bis Hamm.
Jetzt Start! und ab mit hop — hophop —
braust das Rudel im Streckgalopp.

Auf Gegenseite noch dichtes Feld —
doch jetzt, wie Ziethen aus dem Busch,
stößt vor und kurvt des Tages Held
in die Gerade — Pfiff und Schrei!
und Spurt ins Ziel! — Hell flattert Tusch!
So fliegt der Nachmittag vorbei.

Doch will Sankt Petrus es regnen lassen
— das weiß jeder Ritzenbilletkieker schon —
kriegt der Hofstadt ihn beim Rockschlepp zu fassen;
er ist unser Rennwetterschutzpatron.

Hoffentlich hat der Neußer Dichter mit seiner Prognose recht; recht insofern, als es wirklich auf Damm und Tribünen wimmelt, und hoffentlich hält auch die Wettervorhersage das, was der Dichter verspricht. Es wäre dem Reiter- und Rennverein zu wünschen, daß er nicht noch einmal einen Renntag absagen muß, wie im Frühjahr, als über Nacht Schnee fiel. Die Gefahr, daß es schneit, ist allerdings nur sehr gering, aber auch Regen genügte, um den Zorn und den Kummer der Veranstalter zu wecken. Hoffentlich erweist es sich bei den nun kommenden beiden Sommer-Renntagen, daß die Neußer selbst sich in noch immer steigendem Maße wieder zum Besuch der Rennen entschließen, und damit eine Tradition am Leben halten, die einst eine so große Rolle in Neuß gespielt hat. Und wenn wir dann die beiden Sommerrenntage hinter uns haben, dann tritt das ein, was wir in den Kirmesversammlungen zu singen pflegen:

„Wenn dann die Weid' geschnie'e
Onn Kohr onn Weeß gemieht,
Datt Rennfeß eß verliehe,
Dann könnt die Kermesziet!"

Daß sie schon da ist, das werden wir erst heut abend hören, wenn die Neußer Schützen sich zum ersten Male zum nächtlichen Marsche formieren.

Vorläufig aber müssen wir alle der Hessentorwiese noch den Rennbesuch machen; erst wenn das vorüber ist, dann soll sich die wohlbekannte Stadt aufbauen, von der die Neußer Buben, aber nicht sie allein, nun schon träumen.

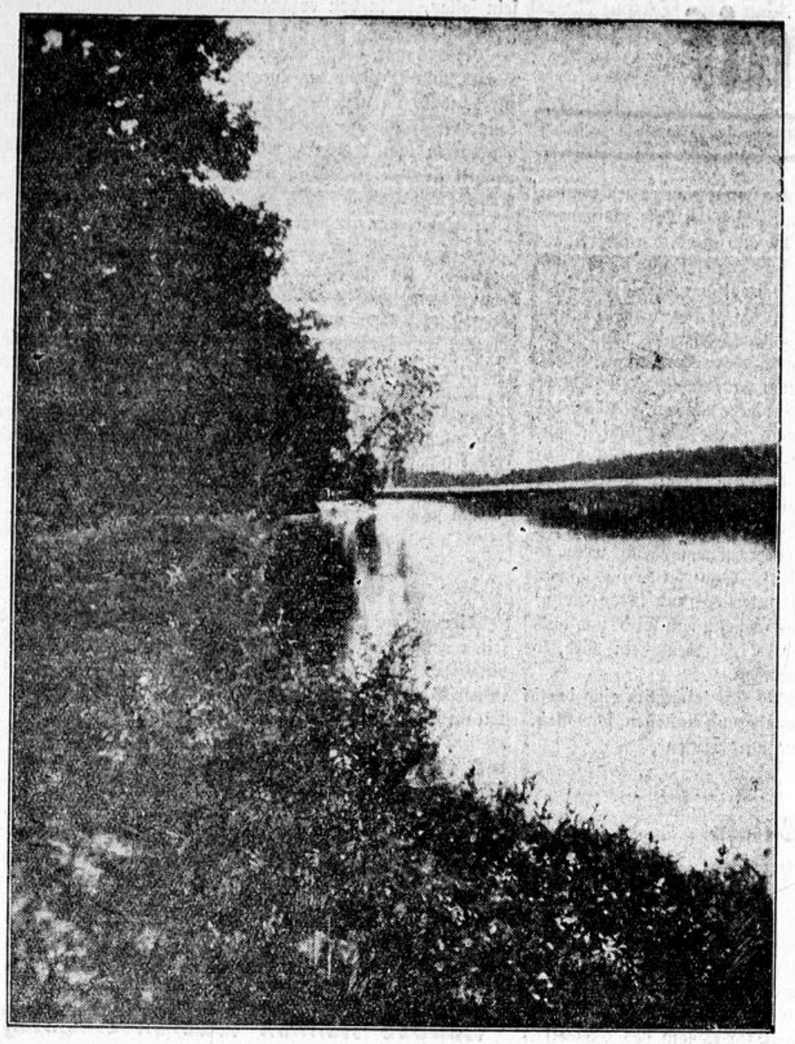
Diaz.

### Schmerzliche Zensur.

„Von dem Aufsatz, den ich gestern einreichte, tut mir heute der Kopf noch weh."

„War er so schwer, armer Junge?"

„Nein; der Lehrer hat ihn mir um die Ohren geschlagen!"



Gesicht einer Landschaft: Photo: Roly (M.)

## Der Riedersee in Masuren

# Dem unsterblichen Deutschen

### Gedanken zu Hindenburgs Todestag

„Seit der Stunde, da ich als Kanzler des Reiches in seine ehrwürdige Hand den Eid ablegen durfte, empfand ich steigend immer mehr die Gnade eines Schicksals, das uns diesen väterlich-gütigen Schirmherrn gegeben hat. Gleich einem mystischen Bogen spann sich das Leben dieser Erscheinung von der verworrenen Revolution des Jahres 1848 über einen unfaßbar langen Weg zur nationalen Erhebung des Jahres 1933."

Diese Worte des Führers aus seiner Gedenkrede im Reichstage anläßlich des Todes des Generalfeldmarschalls von Hindenburg geben in klarster Form die Empfindungen wieder, die uns immer wieder mit unbeschreiblicher Gewalt beherrschen, wenn wir dieses großen Deutschen gedenken. Wir sehen in unserem Hindenburg nicht nur den Helden von Tannenberg, nicht nur den Hüter deutscher Werte, als alles untreu ward, nicht nur den treuen Ekkehard, der als Abschluß seines ruhmvollen Lebens der deutschen Zukunft die Hand reichte und in seinem politischen Testament uns aufzeigte, wo wir die wahre Verbindung zukunftsträchtiger Gedanken mit den wertvollen Traditionen deutscher Vergangenheit zu suchen haben; wir erblicken darüber hinaus in Hindenburg das durch ein Menschenleben verkörperte deutsche Schicksal. Wir empfinden ehrfurchtsvolle Schauer in unserer Seele, weil uns eben jener „mystische Bogen", mit dem das Leben Hindenburgs einen, ja den gewaltigsten Abschnitt der deutschen Geschichte überbrückt, durch das Beispiel Hindenburgs die eigene Seele aufs tiefste erschütterte.

Hindenburg ist für uns das Symbol des unsterblichen deutschen Helden und seiner Tugenden, denn Hindenburg ist der unsterbliche Deutsche. „Ich bin bereit", waren die Worte, mit denen er dem kaiserlichen Ruf ins Feld folgte. Immer bereit zu sein, seine ganze Persönlichkeit, sein Leben, seine Treue und seine Liebe dem deutschen Volke zu opfern, war die Triebfeder seines Handelns, der Grundakkord seines Charakters, der noch übersonnt wurde von der Güte seines Gemütes, die leuchtend aus seinen warmen in die Tiefe strahlenden Augen strahlte.

Von unerbittlicher Härte, wenn es die Stunde der Entscheidung forderte, galt all sein Denken auch dem letzten Mann, für den er verantwortlich war, denn nur zu genau wußte Hindenburg, daß man das Letzte und Äußerste nur dann von dem letzten Mann verlangen konnte, wenn diese Hingabe und Treue auf Gegenseitigkeit beruhte. Hindenburg steht vor uns als der geborene Führer. Er besaß all die Tugenden, die allein einem Führer Autorität zu geben vermögen. So harrte er der Stunde, die ihn zum letztenmal rufen sollte, als das deutsche Volk seinen Führer fand und Hindenburg — welch herrliche Krönung eines Heldenlebens — Deutschlands Zukunft getrost in die Hände der Jugend legen durfte.

Schon zu Lebzeiten umweht von dem Hauche der Ewigkeit, ist Hindenburgs Erscheinung nach seinem Tode zu mystischer Größe emporgewachsen. Für den größten Feldherrn des Weltkrieges konnte es keine erhabenere Totenehrung geben, als ihm in ostpreußischer Erde an der Stätte seines größten Sieges die Gruft zu bereiten, die allen Deutschen zu einer heiligen Kultstätte geworden ist, zu einem nationalen Wallfahrtsort. Tausende werden in treuem Gedenken zum Tannenbergdenkmal wallfahren, und alle Deutschen werden im Geiste bei ihm weilen. In unserem Herzen werden Gedanken lebendig, die unaussprechbar sind, weil sie an die letzten Dinge nationalen Erlebens rühren. Wir halten Zwiesprache mit dem toten Helden, und aus der Gruft dringt in unsere Seelen die ewige Mahnung Hindenburgs zur Pflicht, zur Treue und Einigkeit, zu den Tugenden, die er uns vorgelebt, die ihn emportrugen auf den höchsten Gipfel irdischen Ruhmes

# Deutsches Land — deutsches Schicksal

### Ostpreußen im Wandel der Zeiten

Wenn wir den Namen Ostpreußen hören, steht vor unserem geistigen Auge nicht nur das Bild jener charakteristischen Landschaft Ostpreußen mit ihren Sümpfen und Seen, mit ihrer Bernsteinküste, die schon vor tausend Jahren phönizische Händler nach dem hohen Norden lockte, um das germanische Gold zu tauschen. Ostpreußen ist die preußischste Provinz des Deutschen Reiches, und in ihrem Schicksal spiegelt sich ein weiter Zeitraum deutscher Geschichte wider. Die Provinz Ostpreußen ist aus dem ehemaligen Herzogtum Preußen hervorgegangen, das nach dem zweiten Thorner Frieden im Jahre 1466 dem Deutschen Orden verblieb und seit jenen Tagen auch die Aufgabe zu erfüllen hatte, den Eckpfeiler der deutschen Kultur im Osten zu bilden. Diese Aufgabe war nicht ohne Kampf zu lösen. Friedrich Wilhelm I. wandte zuerst in großerem Maßstabe der Provinz sein Augenmerk zu, indem er durch eine großzügige Kolonisation die Lücken ausfüllte, die durch die Pest in den Jahren 1709/10 in der Bevölkerung entstanden waren. 29 000 Kolonisten aus der Schweiz, Nassau und Salzburg kamen von 1722 bis 1740 nach Ostpreußen und wurden treue Bürger des Preußischen Staates in guten und schlechten Tagen. Geduldig trugen sie die Not des Siebenjährigen Krieges, in dem die Russen das Land besetzt hielten und verwüsteten; kaum ein halbes Jahrhundert später war diese Provinz nach den Unglückstagen von Jena und Auerstedt der letzte Zipfel Preußens, der dem König noch verblieben war. Nach dem Schmachfrieden von Tilsit hat Ostpreußen neben 8 Millionen Franken Kriegsschulden noch die gesamten Kosten der Staatsverwaltung tragen müssen. Jedoch die schweren Opfer konnten die Treue des Landes nicht wankend machen. Als die Heere Napoleons im russischen Feldzug 1812 dem russischen Winter erlagen, erhob sich Ostpreußen zuerst und stellte dank der Opferfreudigkeit seiner Bewohner eine Landwehr von 30 000 Mann auf — mit den Truppen Yorcks eine sehr beachtliche Truppenmacht zur letzten Entscheidung! Das Beispiel Ostpreußens war das Signal für das gesamte unterdrückte Preußen.

In langen Friedensjahren, nach dem siegreichen Aufstieg des Zweiten Reiches, kämpfte sich das arme Land in harter Arbeit zu neuer Blüte empor; da brach als letzte große Prüfung der Weltkrieg herein und trug Grauen und Entsetzen in die ostpreußischen Lande. Fast sah es aus, als solle die schöne Provinz ganz und gar dem Feinde preisgegeben werden; da drang die Kunde von einem Sieg durch deutsche Lande, wie ihn die Weltgeschichte bisher noch nicht gesehen hatte. Der Name Tannenberg ging von Mund zu Munde und mischte sich mit einem anderen Namen, der aus dem Dunkel leuchtend auftauchte: Hindenburg. Die Namen Ostpreußen und Hindenburg sind von dann ab zu einem untrennbaren Begriff zusammengeschmolzen.

Dann kam der vierjährige Kampf gegen eine Welt voller Feinde, und was danach kam, war Deutschlands trübe Zeit. Viele wollten verzweifeln, aber in aller Not stand aufrecht und fest der alte Recke, trotzig und stark wie Stammholz aus den masurischen Wäldern. Er glaubte an Deutschland, und bei der Einweihung des Tannenbergdenkmals hat er diesem Glauben einmal Ausdruck gegeben. Damals konnte Hindenburg nicht ahnen, daß diese Stätte einstmals sein Grabmal werden sollte. Er hätte es in seiner schlichten Bescheidenheit wohl auch niemals gewünscht. Wir aber sind glücklich, daß wir dem Helden Hindenburg diese Ehrenstätte bereiten konnten, denn dadurch vollendet sich wundersam die Verknüpfung eines Menschenschicksals mit einer Landschaft. Hindenburg und Ostpreußen, deutsches Land, deutsches Schicksal! Geheiligt ist der Boden, der Leiden und Triumphe des gewaltigsten Völkerringens so erlebte wie Ostpreußen, geheiligt ist der Held, der dieses Land befreite, geheiligt ist die Grabstätte Hindenburgs für alle Ewigkeit. Er hat allein über einen gewaltigen Abgrund hinweg Vergangenheit und Zukunft des deutschen Volkes miteinander verbunden.

Weithin sichtbar ragen die Türme des Tannenbergdenkmals aus der Ebene auf. Wir wandeln über blutgetränkte Erde. Seit Jahrhunderten hat das ostpreußische Land die deutsche Kultur schützen müssen, aber immer mußten die friedlichen Ackerbauer, die hier ihre Siedlungsgebiete gesucht haben, bereit sein, den Pflug mit dem Schwert zu tauschen. Ostpreußen hat zu allen Zeiten deutscher Geschichte diesen Opfermut bewährt. Wir wissen bei ihnen das Grabmal des größten deutschen Helden in treuer Hut.

Land und Geschichte haben sich zu einer grandiosen Sinfonie deutschen Heldentums verbunden. Die Gedanken an Ostpreußen wecken in jedem Deutschen den ernsten Willen, der Opferfähigkeit, die sich hier in der Geschichte einer einzigen deutschen Provinz kundgetan hat, würdig zu sein. Wir alle wollen im Geiste des Siegers von Tannenberg unsere Pflicht erfüllen und seine Worte im Herzen tragen: „Niemals kann der Mensch mit Gewißheit den Ausgang eines begonnenen Unternehmens vorhersehen, aber der, der nach höherer Überzeugung nur seinen Pflichten lebt, trägt einen Schild um sich, der in jeder Lage des Lebens, komme es auch, wie es wolle, ihm Beruhigung gibt und oft auch selbst zu einem glücklichen Ausgang führt."

B. S.

# Begegnen am See

Eine Feriengeschichte von Odo Ritter.

Das war zur Sommerzeit — an einem stillen, verträumten See Norddeutschlands, der irgendwo zwischen sanft gewölbte Hügel verlassen und unbekannt und doch in unendlicher Schönheit eingebettet liegt. Wenn Ingrid Claasen ihren Bekannten in Westfalen gesagt hätte, daß es solcher Seen gerade in Pommern eine übergroße Anzahl gibt — sie hätten den Kopf geschüttelt. In Pommern — —?

Hierher war Ingrid Claasen aus der großen Ruhrstadt gewandert. In dem sauberen Häuschen von Hollmann, dem biederen Bauern, hatte sie Wohnung genommen. Für vierzehn Tage. Und dann... Davon wollte Ingrid jetzt nichts wissen.

Und doch war sie unruhig, Unruhig, seit Ernst Helling ihr begegnete, der junge Förster, der im alten Schloß am Fuße des Sagenberges wohnte. Er hatte sie durch das Schloß geführt, ihr erzählt von der Geschichte seiner Heimat — und nachher hatte er sie gefragt, ob sie sich noch einmal sehen würden. Darauf war sie die Antwort schuldig geblieben.

Daran dachte Ingrid jetzt, als sie auf der Wiese am Rande des Sees lag, den Blick der Sonne zugekehrt. Wie konnte nur Vater Hollmann sagen, daß sie eine rechte Försterfrau abgeben würde! Aber stimmte es denn nicht? Lebte nicht in ihr der Drang zur freien und schönen Natur wie ein Flämmchen, dem es an Nahrung mangelt!

Etwa zur selben Zeit ritt Ernst Helling den schmalen Weg im Kiefernwald. Der hochbeinige Fuchs tappte gemächlich über den vergilbten Nadelteppich. Irgendwo mußte doch Ingrid Claasen zu finden sein! Soll man den alten Hollmann fragen?

Der saß auf der rohgezimmerten Bank vor seinem Häuschen. „Na, Förster Helling", begrüßte er den Ankommenden, „schönes Wetter, was? Wohl ein bißchen ausgeritten, nicht? Fräulein Ingrid gesucht? Ja, ja — aber nicht gefunden — sie sonnt sich drüben auf der Wiese..."

Verlegen wie ein halbwüchsiger Junge schaute Helling nach dem jenseitigen Ufer des Sees. „Ach nein, Herr Hollmann — das stimmt nicht ganz," stammelte er. „Da haben sie am Ochsenberg doch wieder Schlingen gelegt! Den ganzen Tag suche ich...."

Hollmann unterbrach ihn: „...suchen Sie Ingrid Claasen, junger Mann!" Dabei lachte der Alte, daß sich sein runzeliges Gesicht in tausend Falten legte. Ernst Helling zog es vor, seinen Fuchs wieder zu besteigen und fortzureiten. „Viel Glück, junger Mann!" rief ihm der erstaunte Bauer noch nach.

Helling ärgerte sich. So geht es den meisten Menschen, wenn sie ihre geheimen Gedanken erraten sehen. Und wie um diesen Aerger abzuschütteln, gab er dem Fuchs die Sporen, daß der wie der Sausewind die Landstraße entlangsprengte....

Erst als er die Wiese erreicht hatte, hielt Helling das Pferd an. Er dachte nicht daran, daß er vom Bauer gesehen werden konnte.

Vierzig oder fünfzig Schritte tiefer, dem See zu, schlief Ingrid. Vielleicht träumte sie auch nur mit geschlossenen Augen. Ernst Helling zögerte. Sollte er zu ihr gehen, sie wecken? Was sollte er ihr sagen? Mußte er sich nicht ganz kläglich vorkommen?

Noch einen Augenblick — und Helling ritt weiter, unzufrieden mit sich selbst. Ingrid aber hatte ihn längst bemerkt — —

Am Abend des nächsten Tages lud Vater Hollmann den Förster zu sich. „Sehen Sie, Fräulein Ingrid", hatte er gesagt, „der junge Herr ist verliebt. So etwas merken wir alten Leute."

Ingrid blickte an dem Bauern vorbei über den See, auf dem die Sonne goldene Rippeln malte. Die Schwielenhand Hollmanns streichelte unbeholfen durch das Blondhaar des Mädchens. Stille — nur die Finken schlugen und sangen leise vom Obstgarten her...

Das war am Nachmittag gewesen. Und nun stand Ingrid am altmodischen Küchenofen, das Abendbrot zu bereiten. Darum hatte sie Hollmann gebeten. Seit einer Stunde schon sang sie herzerfrischend.

Als Ernst Helling erschien, war der Tisch im Garten bereits sauber gedeckt. Mit Grün und Blumen hatte ihn Ingrid geschmückt, und der Alte wußte nicht, was er mehr bewundern sollte; das glühende und aufmerksame Mädchen im hellen Kleid oder den appetitlichen Tisch, wie er ihn so einfach und doch so schön noch nicht gesehen.

Die Unterhaltung stockte keinen Augenblick. Es gab ein fröhliches Lachen, als Hollmann aus seinen Jugendtagen erzählte, von seiner ersten Liebe, von dem Leben auf diesem engen Fleckchen Erde und den wenigen Menschen, die hier im ewigen Alltag, der trotzdem oft genug ein Sonntag war, dem steinigen Boden die Nahrung abrangen. Ernster wurde das Gespräch, schließlich gab der Alte den beiden die Hand und ging mit gebeugtem Rücken den Waldweg hinauf...

Es war bald Mitternacht, als Vater Hollmann zurückkehrte. Ingrid saß allein am Gartentisch. Sie zog das furchige Gesicht des Alten zu sich. Und sie flüsterte: „Vater Hollmann, nein, nicht traurig sein! Ich will doch lachen..."

Da ging ein plötzliches Leuchten über seine Augen. „Und bald komme ich ja wieder — für immer", sagte sie noch, während der Alte zu den Sternen schaute, wie wenn er ihnen von dem Glück erzählen wollte.

# MODE UND HEIM

## „Mein Kind kann schon lachen..."

### Was dürfen wir vom Säugling erwarten?

Das Kapitel vom falschen und echten Mutterstolz ist unerschöpflich. Unerschöpflich sollten auch die Ratschläge sein, die man jungen Müttern wieder und wieder erteilen muß: nicht zuviel vom Säugling verlangen! Für das Kleinkind ist das bloße Leben und Wachsen so anstrengende Arbeit, daß Anregungen von außen sehr leicht ein „Zuviel" bewirken können, eine Überanstrengung, auf die der kindliche Organismus oder der kleine Geist mit Unbehagen, sogar mit Störungen antwortet. Es ist gewiß begreiflich, daß die junge Mutter von ihrem, gerade ihrem Kinde Wunder erwartet. Aber es sei ihr gesagt, daß sie das Kleinkind schädigt, wenn sie sich allzuviel mit ihm beschäftigt und seine Kräfte überanstrengt. In diesem Alter, bis zum ersten Jahr, bedarf der Säugling keiner „Unterstützung" von außen zu seiner Entwicklung. Was dürfen wir aber billigerweise von ihm verlangen?

Nach Abschluß des ersten Monats soll der Säugling, wenn er umgelegt wird, mit dem Schreien aufhören, ein Zeichen seiner erwachenden Intelligenz. Licht muß seinen Blick anziehen, bei der Berührung kann er das Köpfchen wenden, in der Bauchlage unternimmt er schüchterne Versuche, den Kopf vom Kissen zu heben, und natürlich, die Bewegung des Urinstinktes, wenn die Flasche oder Brust ihm entzogen wird, öffnet er das Mäulchen ... (Meist zum Geschrei der Entrüstung!)

Nach dem ersten Vierteljahr lauscht das Kind der Herkunft eines Schalles nach, kann lächeln und einen Blick ganz richtig erwidern. Auch beim Getragenwerden ist es nicht mehr völlig teilnahmlos, sondern achtet auf die vorbeigleitenden Gegenstände; es kann den Kopf in der Bauchlage schon schön hochhalten und beginnt, stillvergnügt vor sich hinzulallen.

Ein Kind von einem halben Jahr greift mit den Händchen nach Gegenständen, die ihm hingehalten werden. Und zwar muß es schon in die richtige Richtung greifen. An der stützenden und ziehenden Hand der Mutter kann es sich zum Sitz aufrichten, Kopf und Schultern kann es in der Rückenlage schon ganz allein anheben. Und eine besondere Heldentat: der Säugling kann sich, auf dem Rücken liegend, selbständig von seinen Windeln befreien, wenn man sie nur lose umlegt. Und natürlich versteht der kleine Schelm schon recht gut den freundlichen oder mißbilligenden Ausdruck in Mutters Gesicht.

Das Kind von einem Jahr muß durchaus noch nicht laufen können. Junge Mütter, die hier in falschem Stolz Gewaltkuren machen wollen, müssen dann häufig die arg gekrümmten Beinchen der Kleinen in jahrelanger Mühe auskurieren. Aber zum Sitzen richtet sich das Kind nun schon allein auf, und es steht mit Unterstützung. Das Kleinkind kann die Uhr und die Klingel lallend nachahmen und sich lachend freuen, wenn die Leistung gelobt wird. Es vermag eine Schachtel aufzuschieben und sein Spielzeug an einer Schnur fortzuwerfen und herbeizuholen. Vor allem aber tritt nun in die unschuldigen Kinderaugen die erste Frage — und damit ist die Vorstufe für all die großen Wunder gegeben, die ihm die weiteren Lebensjahre enthüllen werden.

## Fünfzig Worte Schönheitspflege

### Krieg den Sommersprossen!

Die Veranlagung für Sommersprossen ist erblich. Es heißt also für den, der Neigung dazu hat, jeden starken Sonnenblitz mit dem Aufblühen der zahllosen, lichtbraunen Gesichtspunkte zu beantworten, dem Übel vorzubeugen. Muß man sich nun deshalb scheuen, in die schöne, warme Sonne zu gehen oder gar ganz auf alle sommerlichen Freuden zu verzichten?

Gewiß nicht! Man wird sich nur daran gewöhnen, nach Möglichkeit im Freien das Gesicht durch einen breitrandigen Hut oder durch eine dicke Schicht braunen Puders zu schützen. Auch Sonnenschutzsalben haben sich bewährt, doch greift man immer gern auf Hausmittel zurück; man legt Zitronenscheiben auf die gefährdeten Stellen, man reibt sie mit einer Mischung von Zitronen- und Runkelrübensaft ein.

Sehr günstig ist es, eine kleine Prise Borax dem täglichen Waschwasser zuzusetzen. Auf diese Weise wird die Haut unsichtbar immer rascher erneuert, und wenn man dann noch die erwähnten Vorsichtsmaßregeln anwendet, dürften eigentlich keine Sommersprossen sprießen. In sehr hartnäckigen und sehr entstellenden Fällen darf unter Anleitung und Aufsicht eines Arztes eine Kur mit Wasserstofffsuperoxyd gemacht werden, jedoch soll man dieses Experiment niemals allein versuchen!

## Von echten und falschen Hohlsäumen

### Launen der Mode

*Die Durchbruchswirkungen, wie sie der Hohlsaum erzeugt, sind zeitlos. Das beweist uns die gegenwärtige Mode, die dem Hohlsaum wieder einmal einen wichtigen Rang einräumt. An Leinenkleidern, Blusen und Jacken triumphiert natürlich der echte Handhohlsaum, der nicht nur streifenförmig angebracht wird, dort wo Nähte sitzen, sondern auch als Zierat ganze Passen, Taschen- und Einsatzteile durchbricht. Falsche Hohlsäume aber, Nähte, die durch gestickte Brücken verbunden sind, findet man vielfach an den leichten, seidenen Nachmittagskleidern, an den Abendkleidern und selbst an den Seidenmänteln, die noch nie sich mit so leichtem Zierat schmückten. Durch eine mühelose, hübsche Handarbeit lassen sich viele Kleidungsstücke auf diese Weise modernisieren.*



## Rings um die Einkocherei

### Ueber allerhand Verschlüsse und den Rumtopf

Steintöpfe, Marmeladen- und Geleegläser können auf mannigfache Art luftdicht verschlossen werden. Beispielsweise bewährt sich noch immer das gute, alte Pergamentpapier, wenn man es straff und faltenlos auflegt und mit angefeuchtetem Bindfaden oder Gummiring fest um den Gefäßhals zieht. Darunter gehört ein in Rum getauchtes Blatt Papier, das dicht auf dem Einkochgut liegt und vor allem halbzentimeterhoch am Rand hinaufreicht, um den Schimmelpilzen das Vordringen zu verwehren.

Sparsame Hausfrauen können sich auch des einfachen Seidenpapiers bedienen, das gut mit Eiweiß oder ungekochter Milch bestrichen ist, dreifach übereinandergelegt wird und, zusammenklebend, über den Rand gezogen wird. Besonders gut ist auch das Zellophanpapier, das noch den Vorteil der Durchsichtigkeit bietet, also leicht eine Prüfung des Inhalts ermöglicht, ohne daß die Gefäße geöffnet werden müssen. Das Papier wird angefeuchtet und straff über den Rand gezogen und haftet nun ohne besondere Befestigung am Rand nach dem Trocknen, kann aber sicherheitshalber auch noch durch einen Gummiring festgehalten werden. Feuchtet man das Zellophanpapier beim Öffnen der Gefäße an und löst man es sehr vorsichtig ab, so kann man es öfter benutzen.

Wer sich die Mühe sparen will, alle Früchte einzeln und in besonderen Gefäßen einzukochen, legt einen großen Rumtopf an. Man braucht dazu einen großen, neuen Steintopf und beginnt, darin die Früchte der Jahreszeiten unbekümmert aufeinanderzuschichten: Erdbeeren, Himbeeren, Sauerkirschen, Glaskirschen, Pfirsiche, Reineclauden, Aprikosen, Melonen: weniger gut eignen sich Stachelbeeren, Brombeeren und Heidelbeeren. Man legt auf den Boden des Topfes eine Schicht feinster Zuckerraffinade, dann Erdbeeren, dann wieder Zucker und so fort. Es muß jeweils mit Zucker abgeschlossen werden. Nach der ersten Fruchteinlage gießt man einen Liter besten Jamaikarum über und gibt weiterhin, je mehr Früchte hinzukommen, auf je 20 Pfund Früchte einen halben Liter Rum. Alle acht Tage darf mit einem flachen Holzlöffel vom Rand her beginnend einmal vorsichtig umgerührt werden. Im September schließt man die Einlagen ab, indem man einen Liter feinsten Arrak hinzufügt. Am schmackhaftesten wird der Inhalt des Rumtopfes, wenn ein Drittel mehr Erdbeeren und Sauerkirschen verwendet wurden als andere Früchte.

## Achtung, Hausfrau!

### Rohkost — das Beste in heißen Tagen!

**Grüne Erbsen mit Bananen.**

Zwei Teile grüne Erbsen und ein Teil Bananen werden miteinander vermischt, nachdem die Erbsen durch die Maschine getrieben und die Bananen fein gewiegt sind, und dann mit Sahne übergossen.

**Rettich mit Äpfeln.**

Drei Teile Rettich — durch die Maschine getrieben — und ein Teil Äpfel, die mit Schale grob auf der Reibe geraspelt wurden, werden mit Schnittlauch, Zwiebel, Petersilie und süßer oder saurer Sahne gut vermengt. Köstlich auch als Brotaufstrich im Sommer.

**Sellerie und Radieschensalat.**

Gleiche Teile Sellerie und Radieschen werden durch die Maschine getrieben, mit fein gewiegtem Schnittlauch und Petersilie vermengt und mit Rahmtunke übergossen oder mit Tomatentunke angerichtet.

**Blumenkohlplatte.**

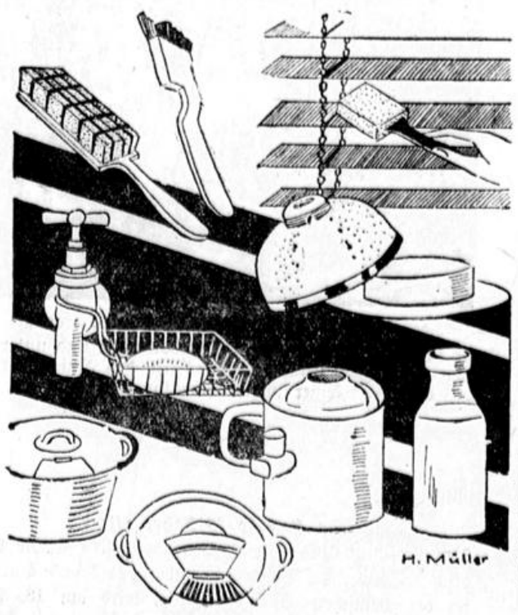
Ein schöner, weißer Blumenkohl wird in Röschen zerlegt. Die größeren Teile und geschälten Strünke werden durch die Maschine gedreht und mit gleichen Teilen Rübchen und Tomaten vermischt. Die Masse wird mit Schnittlauch gewürzt und mit Sahne oder Mayonnaise gebunden. Dann häuft man sie in der Mitte einer Schüssel auf, besteckt den Berg mit den zarten Blumenkohlröschen, die mit ein wenig Zitronensaft beträufelt sind, und umlegt ihn mit Tomaten- und Gurkenscheiben, die mit kleinen Mayonnaisehäufchen bespritzt sind.

**Gefüllte Tomaten.**

Man höhlt die festen Tomaten aus und dreht das Innere gemeinsam mit gleichen Teilen Kohlrabi, Rübchen und Radieschen durch die Maschine. Die Masse wird mit Kräutern, vor allem Dill, gewürzt, mit Sahne oder Mayonnaise gebunden und in die Tomaten eingefüllt.

## Das praktische Heim

### Technik im Dienste der Hausfrau




*Eine Schwammbürste ist erfunden zur Reinigung empfindlicher Gewebe. Man tränkt sie mit Benzin oder warmem Wasser, und sie saugt Schmutz und Unreinlichkeiten an. Die Bürste mit dem Knick erleichtert das Reinigen von Topfrändern, während die flache Gummischwammbürste ausgezeichnet dafür sorgt, daß kein Staub und keine Spinnweben sich zwischen den Rouleaus einnisten. Sehr praktisch ist ein doppelwandiger Milchtopf, der im Wasserbade erwärmt wird und den Siedepunkt durch Pfeiftöne anzeigt, desgleichen eine Kühlhaube, die über Speisen gestülpt wird und durch Frischluftzufuhr stets das Säuern der Speisen verhütet. Ebenso neuartig wie zweckmäßig ist auch der Seifenhalter, der über jeden beliebigen Hahn gehängt werden kann und nicht mehr von der Wand herunterfällt, sowie der Topfdeckel für Gemüse und Kartoffeltöpfe, der seitlich aufgeklappt ein Sieb für das Abgießen des Kochwassers öffnen läßt. Technik im Dienst der Hausfrau!*

## Was wir Frauen wissen müssen.

### Das Arbeitsbuch für Hausangestellte

Auch für Hausangestellte kommt nunmehr die Einführung des Arbeitsbuches nach dem Durchführungsgesetz des Reichsarbeitsministers vom 16. Mai in Frage. Die Hausangestellte hat bei Antritt der Stellung dem Arbeitgeber, also der Hausfrau, das Arbeitsbuch auszuhändigen. Die Hausfrau hat darin den Beginn der Arbeitsaufnahme, die Art der Arbeit und den Termin der Arbeitsaufgabe zu vermerken, ohne weitere persönliche Zusätze. Eine Einbehaltung des Arbeitsbuches ist nicht gestattet, denn es ist Eigentum der Hausangestellten, auf deren Antrag das Arbeitsbuch von dem Arbeitsamt ausgestellt wird, in dessen Bezirk die antragstellende Hausgehilfin polizeilich gemeldet ist. Eine Bescheinigung dieser polizeilichen Meldung ist mit dem Antrag vorzulegen.

### Urlaub für die Hausgehilfinnen

Der Treuhänder der Arbeit hat die vielumstrittene Frage mit den folgenden Richtlinien geklärt:

Zur Aufrechterhaltung und Pflege eines gesunden Volkes ist es unbedingt notwendig, auch den Hausgehilfinnen nach einer Beschäftigung von sechs Monaten einen bezahlten Urlaub von mindestens vier Tagen zu gewähren, der sich nach der Beschäftigungsdauer staffeln und bei längerer Beschäftigungsdauer (3 Jahre) auf 14 Tage erhöhen soll (nach 1 Jahr 6 Tage, nach 2 Jahren 10 Tage, nach 3 Jahren 14 Tage).

Da in dem Lohn die Verpflegung und die Wohnung als Naturallohn enthalten sind, ist dem Haushalt entsprechend der von dem Haushaltsvorstand eingesparte Betrag zu ersetzen. Zweckmäßig dient als Richtsatz das vom Arbeitsamt bzw. der Krankenkasse festgesetzte ortsübliche Kostgeld.

# Bilder aus aller Welt

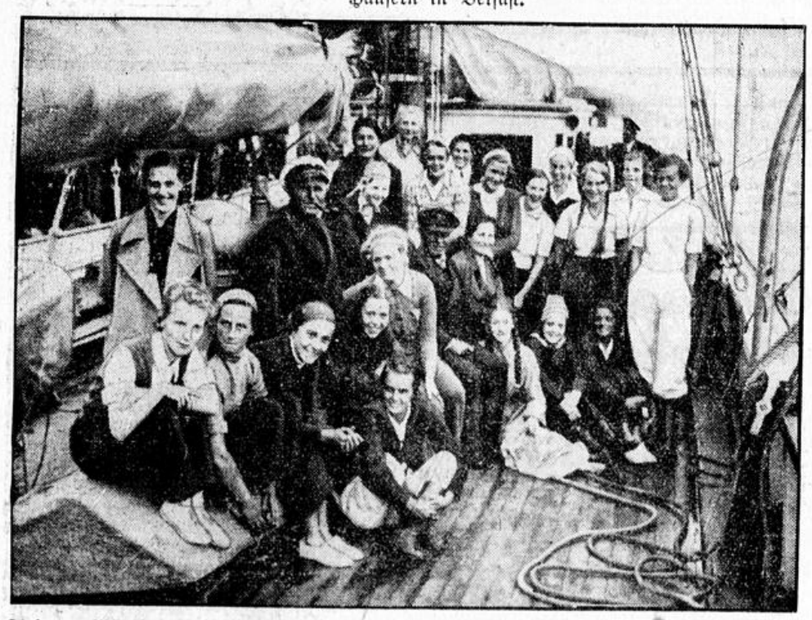
(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro).



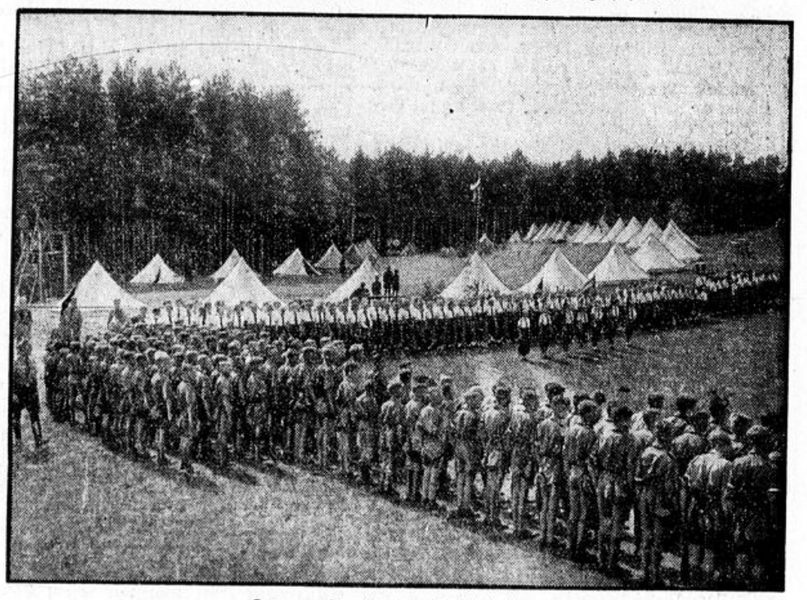
**Von den Unruhen in Belfast.**
Patrouillierende Soldaten auf der Straße vor den ausgebrannten Häusern in Belfast.



**Die großen Massenkundgebungen in Italien.**
Die Massenkundgebungen gegen Abessinien, wie sie bereits in allen Teilen Italiens vor sich gingen, erreichten mit großen Umzügen in Rom ihren Höhepunkt.



**20 junge Mädchen aus allen Gauen Deutschlands fahren auf See.**
„Gud-win", ein ehemaliger Hamburger Lotsenschoner, ging mit 20 jungen Mädchen an Bord von Blankenese auf eine Nord-Schwedenfahrt. Die Fahrt gilt der Werbung für Deutschlands Seegeltung und soll den Volksdeutschen im Ausland die Verbundenheit mit der Heimat zeigen.



**Der große Lagerappell beim Welttreffen der H.-J.**
Aufstellung der Teilnehmer des Deutschlandlagers in Kuhlmühle während der Botschaft des Reichsjugendführers Baldur von Schirach, die durch seinen Stellvertreter Hartmann Lauterbacher verkündet wurde.

Bild unten:

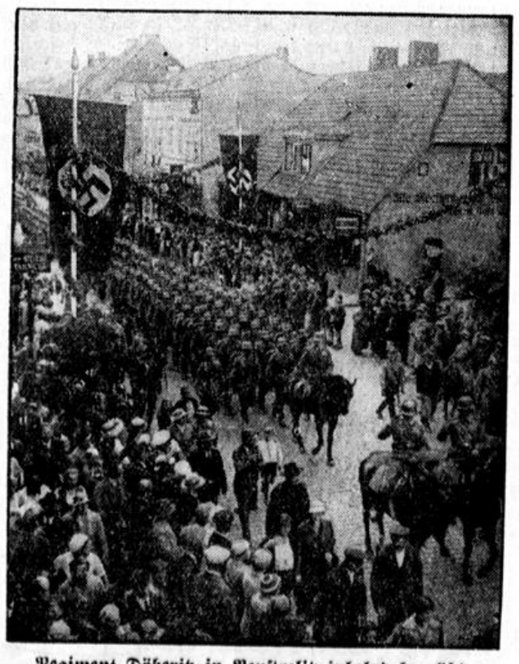
**Schönheitswettbewerber unter sich.**
Diese kleinen Schreihälse, die an einem Baby-Schönheitswettbewerb in England teilnahmen, sind anscheinend mit der Preisverteilung nicht ganz einverstanden.





**125 Jahre Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin.**
Am 3. August 1810 hat Friedrich Wilhelm III. die Berliner Universität an Stelle der im Jahre 1806 eingegangenen Universität Halle gegründet.





**Regiment Döberitz in Neustrelitz jubelnd begrüßt**
Unter jubelnder Begeisterung der Bevölkerung und unter dem Läuten sämtlicher Kirchenglocken trifft das Infanterie-Rgt. Döberitz in seiner neuen Garnison Neustrelitz ein.

Bild links:

**Dr. Lewald 75 Jahre alt.**
Der Vorsitzende des Organisationsausschusses für die Olympischen Spiele, Dr. Theodor Lewald, der bekannte Vorkämpfer der deutschen Sportbewegung, wird am 18. August 75 Jahre alt.

# Spielplatz der Jugend

## Das Heim in der Mühle

Von **Hans Hansen**

Es ist niemals genug, bloß hübsch auszusehen. Und wenn man gar auf eine arbeitsame Vergangenheit von Jahrhunderten zurücksieht wie die alte Windmühle, dann ist es recht niederdrückend, so sinnlos in der Gegend herumzustehen, nur weil man einen romantischen Anblick gewährt. Jedenfalls fand das die Mühle selbst, deren eisenhartes Holz auf tausendjährigen Eichen vor Mißvergnügen knarrte und stöhnte.

Viele Generationen von Müllern waren die engen mehlbestäubten Treppen hinaufgeklettert, den schweren Kornsack auf dem Rücken, und waren hinuntergestiegen, Säcke mit Brotmehl oder Futterkleie tragend. Das Rollen und Donnern der schweren Steine, das Sausen der gewaltigen Flügel hörte nur selten auf — Korn kam herein, Mehl zum täglichen Brot ging hinaus —, und in-



(Scherl Bilderdienst.)

zwischen sah die Mühle von ihrem Hügel weit ins flache Land hinein, sah in jedem Jahr die Äcker grünen und golden werden, war in das Leben und Treiben dieser Landschaft verflochten — war unentbehrlich.

Der Müller hatte es gut gemeint, aber er verstand die alte Mühle nicht so recht. Sie fühlte sich kräftig und wollte gern arbeiten. Sie konnte auch noch arbeiten — konnte sie aber etwas dafür, daß die Elektrizität stelzbeinig mit Überlandleitungen ins Land stolzierte und den Wind mit seiner Kraft überflüssig machte?

Der Müller verstand die alte Mühle nicht. Denn nun kam er eines Tages zu ihr hinaus vor die Stadt, klopfte sie zärtlich auf einen der Flügel und sprach:

„Deine wohlverdiente Ruhe mußt du ja nun aufgeben, altes Haus. Morgen zieht die Jugend bei dir ein und damit das neue Leben. Es wird ja nicht bequem für dich sein, dreißig Jungen in und auf dir umhertoben zu lassen. Aber du mußt dir eben etwas Mühe geben und Verständnis haben . . ."

Nein, der Müller verstand die Mühle nicht, denn sonst hätte er wissen müssen, daß es ja gerade dies war: mit zur neuen Zeit zu gehören, nützlich zu sein, nicht für ausgedient im Ruhestand zu leben, etwas zu bedeuten, unentbehrlich zu sein. Die alte Mühle war ganz aufgeregt und konnte den anderen Tag kaum erwarten.

Aber dann kam der andere Tag und mit ihm dreißig Jungen in braunen Hemden und schwarzen Hosen mit einem Fähnchen, das sie in einem Flügel emporhißten und lustig im Winde flattern ließen. Sie nahmen die Mühle im Sturm mit Jauchzen und Geschrei. Sie waren überall auf einmal — hingen an den Flügeln, kletterten durch die Fenster auf die Kuppel, durchstöberten die drei Böden, maßen mit beiden Armen die gewaltigen Eichenstämme, die das Bauwerk trugen und die von drei Paar Jungenarmen gerade umspannt werden konnten. Und der Abend war noch nicht gekommen, da waren sie die besten Freunde geworden: die alte Mühle und die dreißig Pimpfe. Und als einige Wochen ins Land gegangen waren, da wußte sie nicht, wie sie früher ohne einander fertig geworden waren.

Die alte Mühle birgt alle Freuden der Jugend: in ihr sind alle Notwendigkeiten zum Basteln, in der Ecke ihres Hauptraumes stehen die Fahnen, und an der Hauptwand hängt eine winzige Art von Waffensammlung — ein Stahlhelm aus dem Krieg, ein verrosteter Trommelrevolver mit abgebrochenem Schloß, Modell 1870, zwei schartige Bajonette, ein Tesching in gebrauchsfähigem Zustand, einige bunte, befiederte Pfeile und eine Armbrust mit Bolzen. Der lange Tisch mit den beiden ebenso langen Bänken ist von den Jungen selbst gezimmert worden, und der Dreimaster, der von den Deckenbalken hängt, ist ebenfalls hier hergestellt worden und entführt die Gedanken und Wünsche der jungen Herzen an langen Winterabenden in die weite Zukunft.

## Püppenmütterchens Kochbuch

**Alles aus Kartoffeln.**

Die neuen Kartoffeln ergeben wunderschöne Puffer, wenn ihr sie fein reibt, ausdrückt und mit etwas Mehl überpudert, eine Messerspitze Salz daran tut und dann alles gut verrührt. Nun tut ihr in eure kleine Pfanne etwas Fett, laßt es heiß werden und streicht dann mit einem Teelöffel etwas von dem Teig so hinein, daß dünne Puffer entstehen, die auf beiden Seiten durchgebraten werden. Mit Zucker oder einer Scheibe Salzgurke essen.

Ihr könnt aber auch von demselben Teig Klöße bereiten, indem ihr ihn so fest macht, daß er sich zu pflaumengroßen Bällchen formen läßt, die ihr in heißem Salzwasser leise bis zu 25 Minuten kochen laßt. Wenn ihr dem Teig geröstete Semmelwürfelchen beigebt, schmeckt's noch mal so gut.

Eine Kartoffelsuppe kocht ihr aus den übriggebliebenen Salzkartoffeln vom vorigen Tag. Ihr reibt sie und setzt sie mit heißem Wasser auf. Dazu kommt dann ein Soßen- oder Gemüserest, oder, wenn gar nichts davon da ist, bratet ihr ein bißchen Speck braun, den ihr würfelig geschnitten habt und gießt ihn vorsichtig auf die Suppe. Gehackte Petersilie oder fein geschnittener Schnittlauch kommt hinein, wenn die Suppe vom Feuer ist.

## Allerlei Bastelei

**Das Klettenkörbchen.**

Aus frischen grünen Kletten könnt ihr allerlei Gefäße formen, die, mit feuchtem Moos gefüllt und mit Blumen besteckt, reizend aussehen. Seht euch einmal die Zeichnung an und versucht's euch ebenfalls damit; zuerst müßt ihr einen kreisförmigen Boden legen, diesen scheibenförmig ausfüllen, dann die Wände aufführen und zuletzt den Henkel, der aber auch fehlen kann, befestigen. Die Kletten verbinden sich ganz fest miteinander und halten sich tagelang.



**Das hält!**

Wenn ihr im Heim für all die schweren Sachen, die man aufzuhängen hat (Rucksack usw.), einen haltbaren Nagel einschlagen wollt, dann macht das so, wie die Abbildung es euch zeigt. Schlagt aber erst den unteren Nagel ein, dann den oberen waagerechten, der sich darauf stützt.



### Das Reisegepäck des Photofreundes

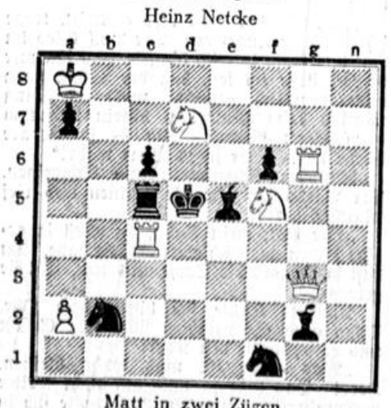
Wenig mitnehmen, dafür viel heimbringen. Vor etlichen Jahrzehnten, da zog der tapfere Photofreund aus, gerüstet und gewappnet wie ein Forschungsreisender. Wer es sich irgend leisten konnte, nahm sich Träger, denn alles mußte mitgenommen werden, was zur Photographie gehört. Von: Dunkelkammerzelt bis zu den großen Schalen. Das ist doch längst vorbei.

So sollte man jedenfalls annehmen, aber es gibt immer noch genügend Photoamateure, die sich mit allem möglichen und unmöglichen beladen, wenn sie ihre Sommerreise antreten. Ein Dunkelkammerzelt nehmen sie nicht mehr mit, aber Entwickler und dergleichen doch noch. Sie besitzen einen Satz Vorsatzlinsen, der muß natürlich mit, obwohl sie sicher nicht gebraucht werden, sie besitzen etwelche Gelbscheiben, die müssen ebenfalls mit, obwohl die moderne Emulsionstechnik uns mit einer Gelbscheibe auskommen läßt. Ich habe sogar irgendwo einmal gelesen, daß jemand vorschlug, man sollte Leukoplast, Nadel und Zwirn mitnehmen, um eventuell auftretende Löcher im Kamerabalg flicken zu können. Ein guter Vorschlag, ich vermißte nur den Rat, auch eine Tischlerei mitnehmen zu sollen, denn es könnte ja auch einmal das Holzgehäuse der Kamera zerbrechen, und warum der betreffende Ratgeber die Mitnahme einer Kamerafabrik vergessen hat, ist mir reichlich unklar, denn es soll doch schon mal vorgekommen sein, daß eine Kamera vollständig in die Brüche ging.

Aber nun ernsthaft: der richtige Photofreund nimmt möglichst wenig mit. Die Kamera selbstverständlich, eine helle Gelbscheibe, den Selbstauslöser, denn der Mensch ist eitel, eine Belichtungstabelle, eventuell einen Entfernungsmesser und einen Film oder ein Dutzend Platten und dann wieder Film oder Platten, solange es der Geldbeutel nur aushält. Damit kommt man gut aus. Man nimmt wenig mit und bringt dafür recht viel nach Haus, nämlich gute Aufnahmen.

### Schachaufgabe

Heinz Netcke



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung (16 Figuren). Weiß (7 Figuren): König a8, Dame g3, Turm c4, g6, Springer d7, f5, Bauer a2. — Schwarz (9 Figuren): König d5, Turm c5, Springer b2, f1, Läufer c5, g2, Bauer a7, c6, f6.

**Silbenrätsel.**

Aus den Silben

a — as — ba — ban — bek — bi — cer — dak — dech — del — dikt — e — e — ei — ek — er — fer — gang — gei — gi — grant — ho — i — i — in — ka — kar — la — la — le — le — le — li — ma — mel — mi — na — na — nat — ne — nir — no — ra — re — reth — sa — se — se — sta — ta — tes — teur — to — u — van — wa — wa — za — zar — zi

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und vorletzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Wieland ergeben.

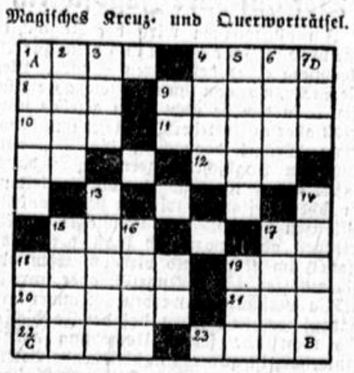
1. Verordnung, Befehl .....
2. Homerisches Heldenepos .....
3. Paradies der Buddhisten .....
4. Flüchtling, Auswanderer .....
5. Fleischton .....
6. italienischer Nordpolfahrer .....
7. Festung .....
8. deutscher Schriftsteller † .....
9. kleines Reptil .....
10. Schriftleiter .....
11. einer der USA. .....
12. Fluß in Aquatorial-Afrika .....
13. Raubvogel .....
14. Verzückung, Schwärmerei .....
15. biblischer Ort .....
16. letzter König von Babylonien .....
17. dünnes Blättchen .....
18. japanischer Staatsmann .....
19. spanischer Dichter .....
20. Wüstentransport .....

**Der gefährliche Weinkeller.**

Ein Weinbauer arbeitete mit seinen beiden erwachsenen Söhnen im Garten. Während die beiden Söhne harkten und mit einem Gartenschlauch den trockenen Rasen sprengten, ging der Vater in den Weinkeller, um nach dem Wein zu sehen. Der Wein stand zur Gärung in großen Bottichen. Bei der Gärung entwickelt sich das geruchlose Kohlensäuregas. Es ist schwerer als Luft und macht den Menschen bewußtlos. Besonders gefährlich ist es dadurch, daß man es mit den Sinnesorganen nicht wahrnimmt. Als der Vater nicht, wie versprochen hatte, sofort wiederkam, lief der eine der beiden Söhne weg, um zu sehen, ob dem Vater etwas passiert sei. Als der Weinbauer auf das Rufen des Sohnes nicht antwortete, lief dieser in den Keller und brach dort ebenfalls bewußtlos zusammen. Der zweite Sohn rief schon vom Garten aus nach den beiden und schnitt, als er keine Antwort erhielt, ein Stück von dem Gartenschlauch ab. Das eine Ende des Schlauches befestigte er schnell an dem einen Ende der Harke und lief, so ausgerüstet, ebenfalls in den Weinkeller. Es gelang ihm, seinen Bruder und seinen Vater aus dem vergifteten Keller herauszubringen, ohne daß er selbst bewußtlos wurde. Die Rettung seiner beiden Angehörigen erforderte so viel Kraft und Zeit, daß er nicht etwa während des Aufenthaltes im Keller die Atmung anhalten konnte.

Wie hatte er es angestellt, daß er verhältnismäßig gefahrlos die erforderliche Zeit in dem Keller verweilen und auch atmen konnte?

**Magisches Kreuz- und Querworträtsel.**



Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts: 1. Feines Gewebe, 2. deutscher Seeheld, 8. schiffstechnischer Ausdruck, 9. deutscher Politiker, 10. dichterische Bezeichnung für Adler, 11. Teil der Karpathen, 12. Verneinung, 15. nordische Schriftstellerin, 18. Stadt in der Schweiz, 19. großes Gotteshaus, 20. römischer Staatsmann, 21. Körperteil, 22. Schlingpflanze, 23. weiblicher Vorname. — b) Von oben nach unten: 1. Angehöriger eines germanischen Volksstammes, 2. Titelheld eines Shakespearschen Dramas, 3. nordische Münze, 4. Holzschnitzel, 5. Taufzeugin, 6. ethischer Begriff, 7. weiblicher Vorname, 13. Sinnbild des Köstlichen, 14. Satzzeichen, 15. Eigentumserwerb, 16. Fluß in Ostasien, 17. Holzstachel, 18. Figur aus „Peer Gynt", 19. biblische Person. Die Diagonale A—B nennt einen bekannten Filmstar, C—D eine Oper von Karl Maria von Weber.

**Auflösungen aus voriger Nummer.**

Schachaufgabe

Lösung: 1.) Df8—a3†, Ka1—b1, 2.) Da3—a6, Kb1—c2, 3.) Da6—e2†, Kc2—c3, 4.) De2—f1, Kc3—b3.

Bei Kb2—a2 geht der f-Bauer verloren, andernfalls kommt aber der weiße König ins Spiel, somit die Partie für Weiß entscheidend. Kc3—c2 scheitert an D×f2†.

Der Nichtraucher im Raucherabteil

Der Stammtischgast erklärte, daß wahrscheinlich die unter starkem Hustenreiz leidenden Grippekranken die Raucherabteile meiden würden, so daß dort wahrscheinlich nur Fahrgäste wären, die gesunde Atmungsorgane hatten.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Waagerecht: Hahn, Lama, Eger, Sekt. — Senkrecht: Paket, Insel, Kasse, Pauke.

In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Die vertauschten Koffer.

Der Detektiv hatte in den von Damen bewohnten Zimmern nach einer an diesem Morgen nicht gebrauchten, also trockenen Zahnbürste gesucht.

# Luffige Theatergeschichten

Von Jo Hanns Rösler.

In einem kleinen Stadttheater spielte man Schillers „Räuber". Viel Zeit stand für die Proben nicht zur Verfügung, aber man war mit Liebe bei der Sache, und bald kam eine ganz leidliche Vorstellung zustande. Nur dem Räuberchor fehlte der nötige Schwung.

Der alte Mohr, der zugleich die Regie führte, erklärte: „Während der Vorstellung werde ich das Räuberlied mitsingen — ich sitze während der Szene sowieso im Hungerturm, man sieht mich nicht, es wird schon gehen."

Die Vorstellung begann. Der vierte Akt spielte. Die Räuberhorde lag um den Hungerturm, das Räuberlied sollte erklingen, aber in heimtückischer Verabredung schwiegen die Schauspieler wie ein Grab. Nur aus dem Hungerturm erklang in prächtigem, schmetterndem Tenor die Stimme des alten Mohr:

„Ein freies Leben führen wir — ein Leben voller Wonne . . ."

*

In Iglau gab man nach nur zwei Proben Grillparzers „Sappho". Der Chor der Griechensklaven wurde erst in letzter Minute aus theaterhungrigen Gymnasiasten zusammengestellt. Stolz rief im zweiten Akt Phaon, der Hirtenknabe: „Heraus, Griechen!"

Nichts rührte sich.

Mit offenem Mund und Auge sieht hinter der Kulisse der Sklavenchor. Noch einmal ruft Phaon: „Heraus, Griechen!" Und winkt verzweifelt in die Kulisse zu den Knaben, zu ihm zu kommen.

„Heraus, Griechen!"

Und siehe, diesmal hatte er Erfolg: Nach kurzem Zögern kniet der Sklavenchor nieder und kommt auf allen Vieren auf die Bühne herausgekrochen.

*

Es war auf der Probe zum Dreimädlerhaus. Die Rolle des Franz Schubert wurde von einem berühmten Gast kreiert. Die Probe schritt fort bis zu der Stelle, da Schubert auf dem Klavier das Lied des Tenors begleitete.

Der Theaterdirektor unterbrach: „Ich möchte, daß Schubert dieses Lied singt und nicht der Tenor."

„Warum?"

„Ich zahle das hohe Gasthonorar, dafür sollen meine Theaterbesucher auch etwas haben."

Der Gast wehrt sich: „Erlauben Sie! Das Lied steht nicht in meiner Rolle. Außerdem ist es geschichtlich bekannt, daß Schubert niemals im Leben gesungen hat."

Der Direktor lächelte mitleidig: „Mit solchen Ausreden kommen Sie mir nicht! Hat vielleicht Parsifal gesungen?"

### Der Gipfel.

Ein weitgereister Mann erzählt: „Am Aquator ist es so heiß, daß man den Hühnern Eisbeutel auflegen muß, damit sie keine hart gesottenen Eier legen."

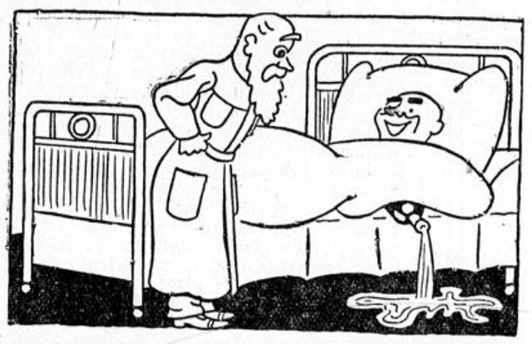
# Verbotene Früchte



Lausbubenstreich in Afrika



Aber Karl, du bist Vegetarier und ißt ein Kalbshaxe?
Was willst du denn, das ist doch eine verbotene Frucht!"



„Ihr Alkoholverbot habe ich streng befolgt, Herr Doktor!"




Zeichnung: Krusch

Das Geheimnis des Riesen.

### Witze . . .

Der junge Mann kam in die Redaktion. „Ich habe Ihnen ein Dutzend Witze eingereicht."

„Ich weiß", nickte der Redakteur.

„Haben Sie sie schon alle gelesen?"

Der Redakteur: „Ja. Alle. Vor zwanzig Jahren. In den ‚Fliegenden Blättern'."

### Noch einmal:

## Bücher und ihre Autoren

Der in den Nachkriegsjahren so plötzlich berühmt gewordene Autor lebt heute unbeachtet und ohne Erfolg. Seine Romane bleiben ungedruckt liegen und keine Zeitung bringt eine Zeile von ihm.

„Ich weiß nicht, wie es kommt", sagte er dieser Tage, „daß niemand mehr etwas von mir druckt — ich war doch damals so in Mode und schreibe heute doch genau dasselbe wie vor fünfzehn Jahren!"

*

Zwei Schriftsteller trafen sich.

„Wie bist du zu dem neuen Stoff deines zweiten Romanes gekommen?"

Der Schriftsteller lächelte demütig:

„Indem ich mir den Film ansah, den man aus meinem ersten Roman gemacht hat."

*

### Warnung

Stundenlang sitzt der Angler, ohne etwas zu fischen. Schließlich beißt einer an. Gerade in diesem Augenblick geht ein junges Mädchen vorüber.

„Ach, das arme Fischchen tut mir leid!"

„Lassen Sie sichs als Warnung dienen", erklärt der Angler, „hätte es nicht den Mund aufgemacht, würde es jetzt noch frei herumschwimmen!"

*

„Papa", fragt die kleine Ilse, „Papa, was machst du denn da?"

Papa, vor dem Spiegel sitzend, ist nicht sehr erbaut von der Frage und antwortet kurz: „Ich ziehe mir die weißen Haare aus!"

Pause. „Papa, warum nimmst du denn nicht die schwarzen, das sind doch viel weniger?"

*

„Junge, Junge", sagt der Lehrer kopfschüttelnd, „du als Sohn eines Großkaufmanns solltest doch wirklich die paar Geschichtszahlen behalten können!"

„Die Zahlen weiß ich ja auch, Herr Lehrer", verteidigt sich der Junge, „aber ich vergesse nur immer, was da passiert ist!"

### Strafe

„Du, Hilde, da drüben geht unser ehemaliger Literaturprofessor, weißt du, der Krüger! Der hat mir bis heute noch nicht gratuliert, obwohl ich ihm schon vor nierzehn Tagen meine Verlobung angezeigt habe! Na, der kann lange warten, bis er mal wieder eine Verlobungsanzeige von mir kriegt —"

*

### Ordnungsliebe

„Angeklagter, Sie behaupten, Hunger hätte sie zu dem Einbruch in die Speisekammer getrieben. Nun haben Sie aber auch ein dort befindliches Paar Stiefel gestohlen. Was haben Sie darauf zu sagen?"

„Daß Stiefel eben nicht in die Speisekammer gehören!"

# Wald Feld und Heide

## Besitzer wildernder Hunde

Die Besitzer wildernder Hunde sind zum größten Teil Eigentümer, die sich um die auf ihrem Gehöft heranwachsenden Hunde wenig kümmern, denen es nichts ausmacht, wenn einer oder mehrere vom Förster niedergeschossen werden und nicht mehr zurückkommen. Diese Nachlässigen, die durch ihre Einstellung einen schweren Jagdschaden darstellen, sollten doch einmal bedenken, daß es nicht mit dem Abschießen der Hunde getan ist, daß der Förster, wenn er den Besitzer feststellt — und das ist gar nicht so schwer —, Anzeige erstatten und eine beträchtliche Geldstrafe erfolgen kann.

## Der vierbeinige Lehrling auf Entenjagd

Der Junghund, der sich in diesem Sommer zum erstenmal auf Flugwild betätigt, kann viel bei der Entenjagd lernen, wenn ihm ein älterer passionierter Genosse mitgenommen wird, der ihm im Stöbern und Schwimmen als Vorbild dient.

Voraussetzung zu dieser praktischen Betätigung des Junghundes ist natürlich eine vollendete Stubendressur. Je nach dem Temperament des Hundeknaben, das sein Herr natürlich kennen muß, ist es ratsam, entweder zuerst den älteren Hund arbeiten zu lassen und in dem jungen dadurch den Ehrgeiz zu wecken, oder den älteren an die Leine zu nehmen und den jungen auf eigene Faust sein Glück versuchen zu lassen. Natürlich fängt man nach Möglichkeit an, auf dem Lande zu arbeiten und alsdann erst aus dem Wasser apportieren zu lassen. Zeigt sich eine ausgesprochene Wasserscheu, dann auf keinen Fall den Hund einfach hineinwerfen oder abstrafen. Es gibt einen kleinen Trick, der leider nicht in jedem Gelände anwendbar ist, um den Hund ans Wasser zu gewöhnen, ohne ihn direkt zu zwingen. Ein steiles Ufer, wie es z. B. bei Torflöchern sich findet, wird jeden sehr durstigen Hund an heißem Tage zu einem Bad zwingen. Es ist dann nicht schwer, den geheilten Wasserscheuen an Genick und Halsband wieder herauszuholen, nachdem er erstmal erkannt hat, daß das Wasser ihn trägt. Mancher Hund wird sich auch zu einem Bad bewegen lassen, wenn er sieht, daß sein Herr hineingeht und hinausschwimmt. Ein paar lockende Rufe — kein Befehl! — und der vierbeinige Freund wird es satt haben, allein am Ufer zu sitzen, sondern todesmutig sich entschließen, in die schreckliche Nässe hineinzugehen.

## Der haltbare Jagdschirm

Im allgemeinen wird der Jagdschirm nur provisorisch angelegt und dient zur Beobachtung eines besonderen Stückes. Liegt die Stelle, wo man ihn errichtete, aber glücklich — so daß sie nicht leicht gesehen wird, selbst aber guten Überblick bietet und bevorzugte Wechsel beobachten läßt —, dann kann ein Jagdschirm gern etwas dauerhafter gebaut werden. Um die Verkleidung zu sichern, pflanzen wir ein paar rankende Pflanzen darum. Im Laubwald Hopfen, Winden oder wozu sich sonst der Boden eignet, im Nadelwald vielleicht Efeu oder Nadelhölzer, die heckenartig, aber unregelmäßig verschnitten werden. Immer muß darauf geachtet werden, daß der Jagdschirm sich nicht von seiner Umgebung abhebt; Unterholz ist also als anschließende Verkleidung unerläßlich. Gute Sitz- und Auflegegelegenheit für die Büchse, gute Schießöffnungen müssen natürlich vorgesehen werden. Wer seinen Jagdschirm so anlegt, wird einen bequemen und guten Ersatz für eine Kanzel haben. Es kommt natürlich auf die Gunst des Geländes an.

## Die Ringeltaube

Nachdem um Mitte April der Jäger mit dem Beschuß der Ringeltauben aufhörte, weil sie zur Brut schritten, beginnt nun die reizvolle Jagd wieder am 1. August und dauert bis zum 15. April.

Die Ringeltaube bietet eine so interessante Jagd wie die Schnepfe und steht sehr unrechtmäßigerweise gegen den „Vogel mit dem langen Gesicht" an Ansehen zurück. An den zusammengestellten Garben labt sich die flugbare erste Brut der Ringeltaube, und in einem gutbesetzten Revier herrscht auf den Stoppelfeldern ein lebhaftes Treiben, das eine ergiebige Betätigung des Weidmanns gestattet. Zu starken Schwärmen schließen sich dann die Schwärme zusammen, ein Anblick, den der Bauer keineswegs schätzt. Leicht läßt sich in dem noch mit Garben besetzen Feld eine Deckung bauen. Natürlich läßt man die ersten sich nahenden Tauben unbeschossen, wartet bis mehrere Schwärme eingefallen sind. Daß man nicht blindlings die Schrote „ins Volle" fliegen läßt, wodurch immer einige Tauben krank abstreichen, ist selbstverständlich.

## Ein sonderbarer Schuß

Der alte Baron Bachenhausen war berühmt wegen seiner Jagdgeschichten. Aber nicht er allein — er pflegte mit seinen wunderbaren Abenteuern nur zutage zu kommen, wenn Matthes, der Kutscher, in erreichbarer Nähe war und er ihn als Zeugen zitieren konnte. Denn nichts — wie er behauptete — stieße ihn so ab, wie schwindelhafte Jagdberichte.

Eines schönen Tages im August — es waren gerade ein paar Jagdgäste draußen bei ihm zu Besuch, die zur Entenjagd eingeladen waren — fuhr der große Leiterwagen vor, den der Baron samt den Gästen bestieg, um eine Besichtigung der im Bau befindlichen kleinen Schleuse an der Mühle vorzunehmen. An Ort und Stelle angekommen, wurde ein Picknick abgehalten, zu dem Matthes rundum Sherry reichte. Der Baron war ins Erzählen gekommen und berichtete:

„. . . wie der Bock also austritt, trage ich ihm eine Kugel an. Der Bock blieb im Feuer. Aber wie ich hingehe und ihn mir besehe, stelle ich fest, daß der Schuß ganz außerordentlich gewesen war: er ging nämlich beim Hinterlauf hinein und kam beim Blatt heraus. Tja — sonderbare Sache das. Aber jedes Wort wahr!"

Rundum Schmunzeln und Schweigen. Der Baron runzelte die Brauen und rief Matthes herbei.

„Hör mal, mein Sohn, du wirst ja gehört haben, was ich eben erzählt habe. Du hast ja damals die Sache miterlebt. Ist sie gelogen?"

Matthes kratzte sich hinter dem Ohr. Dann ging ein Leuchten über sein Gesicht und er schüttelte den Kopf:

„Was wahr ist, muß wahr bleiben, Herr! Das war ja auch gar nicht weiter verwunderlich, denn der Bock kratzte sich ja mit dem Hinterlauf gerade hinter dem Kopf . . . Tja, so war das!" Und Matthes machte wieder kehrt und strängte die Pferde an.

Abends aber, als der Baron die Runde über den Hof machte, erwartete ihn am Pferdestall Matthes, der Kutscher. Hielt ihn respektvoll am Ärmel fest und flüsterte:

„Der Herr Baron müssen aber nicht mehr so furchtbar lügen. Ich krieg das schon bald nicht mehr zusammen, was ich immer bezeugen soll, mit Verlaub ..."

### Die Forschung berichtet . . .

. . . daß ständige Beobachtungen immer wieder die Nützlichkeit der Ameisen im Insektenvertilgen beweisen. Da die 400 000 Bewohner eines großen Ameisenhaufens täglich rund 100 000 Insekten vernichten, ist es erklärlich, daß Waldschädlinge wie die Nonne und die Floreule sich nicht durchsetzen, wenn der Wald zahlreich mit Ameisenbauen besetzt ist.